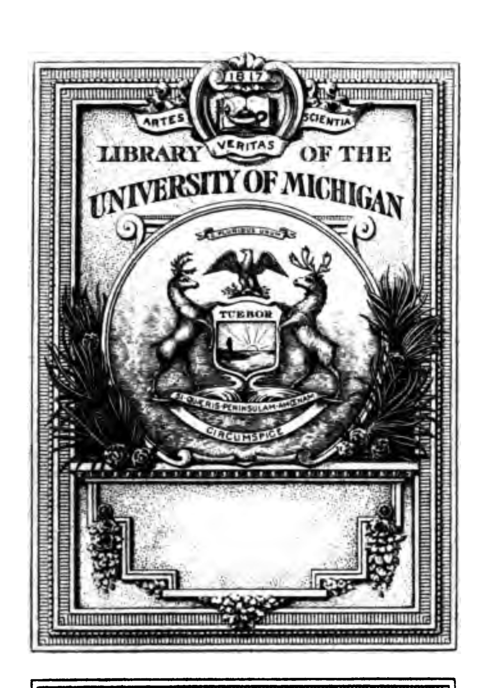
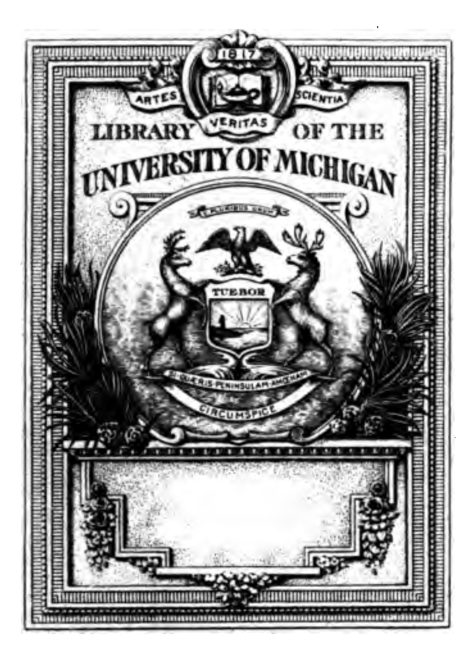

B 1,185,271





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Clara [illegible]

Feb. 22.

Clara R[illegible]
Feb. 22.



Gesammelte Schriften

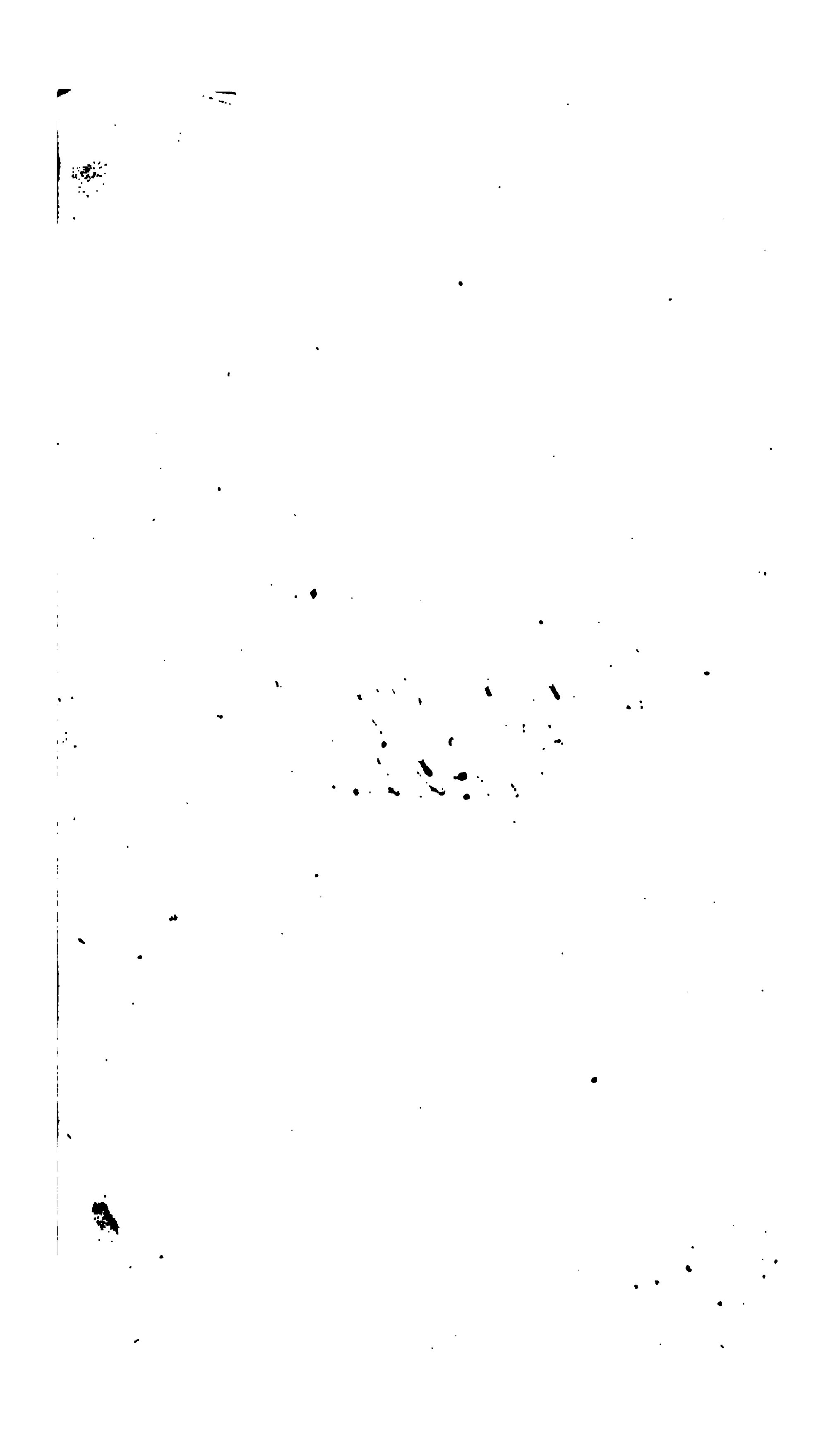
von

Ludwig Börne.

Erster Band.

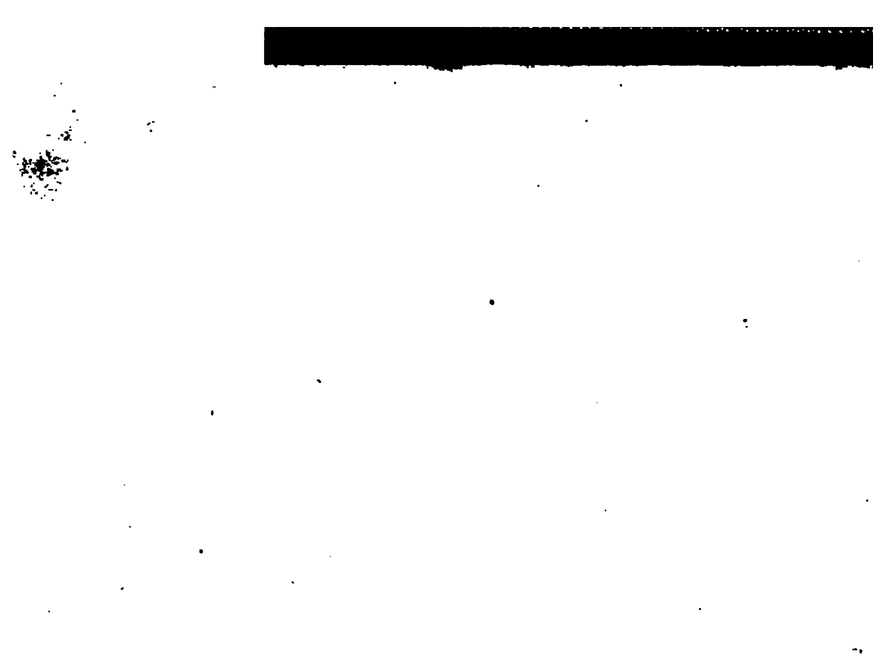
Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Milwaukee, Wis.,
Verlag von C. Luft, P. Bickler & Co.
1858.



Clara R[illegible]

Feb. 22.



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Milwaukee, Wis.,

Verlag von C. Luft, P. Bickler & Co.

1858.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Milwaukee, Wis.,
Verlag von E. Luft, P. Bickler & Co.
1858.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne*).

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer Gesammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht, auf diesem, auf jenem Papiere; jezt sollen die Blätter gesammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen — das ist alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer, nach so vielen Jahren, das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergessen, dem ist Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glück ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie, oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweiten Male hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen

*) Der Wiederabdruck der Schriften Börne's beginnt mit obiger, dem sechsten Theile der Campe'schen Ausgabe seiner gesammelten Werke entnommenen (Schluß-) Aphorisme, der 301sten der ganzen, jenen Band ausfüllenden „Fragmente und Aphorismen," einer Art Selbstankündigung und Selbstkritik, worin der Verfasser Auskunft über die Beweggründe und die Wege seines geistigen Schaffens gibt und dabei in wenig Worten die seinen Charakter bezeichnende anspruchslose Bescheidenheit und edle Einfachheit entfaltet, die der Tiefe und Schärfe seines Urtheils einen so wohlthuenden Reflex gewähren. Indem die Herausgeber diese Selbstankündigung Börne's an die Spitze des Wiederabdrucks seiner Gesammtwerke stellen, wollen sie zugleich auf die Gründe und Zwecke hindeuten, welche für sie bei Wiederveröffentlichung dieser Schriften maßgebend gewesen sind, insofern sie dem deutsch-amerikanischen Publikum den Genuß zu verschaffen wünschen, „die alten Reden" eines bewährten Freundes seines Vaterlandes, der Menschheit und der Freiheit „noch einmal zu hören."

Die Herausgeber.

lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich nicht geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesezt, seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jezt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leser, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern, oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, eine, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere Dich, Freund, Du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert.

Nicht was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt und so mag es wohl geschehen seyn, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, sich, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sey jezt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jezt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich mir ist sehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

[illegible]

Dec. 22.



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Milwaukee, Wis.,
Verlag von E. Luft, P. Bickler & Co.
1858.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Erster Band.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen.

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne*).

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer Gesammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht, auf diesem, auf jenem Papiere; jezt sollen die Blätter gesammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen — das ist alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer, nach so vielen Jahren, das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergessen, dem ist Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glück ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie, oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweiten Male hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen

*) Der Wiederabdruck der Schriften Börne's beginnt mit obiger, dem sechsten Theile der Campe'schen Ausgabe seiner gesammelten Werke entnommenen (Schluß-) Aphorisme, der 301sten der ganzen, jenen Band ausfüllenden „Fragmente und Aphorismen," einer Art Selbstankündigung und Selbstkritik, worin der Verfasser Auskunft über die Beweggründe und die Wege seines geistigen Schaffens gibt und dabei in wenig Worten die seinen Charakter bezeichnende anspruchslose Bescheidenheit und edle Einfachheit entfaltet, die der Tiefe und Schärfe seines Urtheils einen so wohlthuenden Reflex gewähren. Indem die Herausgeber diese Selbstankündigung Börne's an die Spitze des Wiederabdrucks seiner Gesammtwerke stellen, wollen sie zugleich auf die Gründe und Zwecke hindeuten, welche für sie bei Wiederveröffentlichung dieser Schriften maßgebend gewesen sind, insofern sie dem deutsch-amerikanischen Publikum den Genuß zu verschaffen wünschen, „die alten Reden" eines bewährten Freundes seines Vaterlandes, der Menschheit und der Freiheit „noch einmal zu hören."

Die Herausgeber.

lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich nicht geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesezt, seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jezt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leser, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern, oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, eine, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere Dich, Freund, Du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich glaube es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert.

Nicht w a s die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, w i e sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die g ö t t l i c h e Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt und so mag es wohl geschehen seyn, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, s i c h, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sey jezt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jezt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich mir ist sehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit b r e i t e r W ü r d e von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

H a n n o v e r, im November 1828.

Vorwort.

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird, und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind *eisernes Vieh*, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille, qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt

Vorwort.

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird, und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille, qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt

lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich n i ch t geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesezt, seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jezt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leser, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, manches zu lernen, und über das, was ich w u ß t e, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern, oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, e i n e, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere Dich, Freund, Du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich g l a u b t e es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse S a ch d e n k l i ch k e i t, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert.

Nicht w a s die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, w i e sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die g ö t t l i c h e Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt und so mag es wohl geschehen seyn, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, s i c h, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sey jezt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jezt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich mir ist sehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit b r e i t e r W ü r d e von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

H a n n o v e r, im November 1828.

Vorwort.

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird, und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille, qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt

thümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es blieben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl!

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größeren Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine

Styl? Büffon sagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist, wie sein Buch, — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Macchiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Macchiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sei dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigen-

thümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es blieben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl!

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Kokletterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größeren Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine

Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern, daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen kann, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit," statt Spanien „Iberien," statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die

deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Censur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhandlungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die corsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern, weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben." Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin und übersetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das nasse Manuscript zum Censiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector saß. Dieser las es, und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja, das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" . . . Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und sprach, wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte.

Vorwort.

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird, und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einerndten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille, qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt

Styl? Büffon sagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist, wie sein Buch, — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sei dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigen-

thümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es blieben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl!

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Kokketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größeren Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine

Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern, daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen kann, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit," statt Spanien „Iberien," statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die

deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Censur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhandlungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die corsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern, weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben." Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin und übersetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das nasse Manuscript zum Censiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector saß. Dieser las es, und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja, das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" . . . Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und sprach, wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte.

Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“.... Ich sagte noch mehrere solche, theils fürchterliche, theils heidnische Dinge. Der Polizeidirector entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

II.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(1828.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorüber gehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust nud Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten, als bewunderten, so konnte man sich leicht in die

Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schelling's, brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling vergessen, welcher zugesagt! Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen. . . . . Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen

Aussprache, noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher, als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt; je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schelling'sche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein Anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nöthiger sey, die Füchse, als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem letztern hat man seit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern sagen — er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet", (das sind seine eigenen Worte), und sey ein Gläubiger geworden (so sprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so wehe. Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender, als die Wahrheiten eines

kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräusch, und sind zum Katholizismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist hierbei eines zu beseitigen. Man schämt sich fast, davon zu sprechen! Ist aber hiebei etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vortheil, den sie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten sie gesucht. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt, und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzens-Meinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er giebt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in Dir, dann giebst Du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuflößen, hielten sie für Recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab; die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch

eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet; die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche und Vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker und Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Cassinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ißt, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift „von der wahren Religion und der falschen Theologie," die im Literatur-Blatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich, zu bringen, weder Andern noch mir selbst verspreche.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du: was war ich? was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was Du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen"! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist! Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist allliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, löstest du dich nicht

ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen Deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sei dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinen Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste; ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger, als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, giebst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beseligt in diesem Gefühle überschwänglicher Gewißheit. Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs," wie sie Marquis Posa im Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und hergeworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens, und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannst du nun nicht mehr verlieren, aber hast du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeschickte Baumeister nicht aufzurichten wußte; da liegt sie — und freilich sie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, hast du dich in die Feste des Glaubens zurückgezogen; du hast nicht gesiegt, du hast dich nur gegen deine Niederlage gesichert. Weil du lahm bist, hast du dich in dein Bett gelegt — bist du weniger lahm, seit du deine Füße nicht mehr gebrauchst? Dein Geist war krank; ihn von seinen Schmerzen zu heilen hast du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir diese Gesundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weise heilen!

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der

Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen andern irrgläubig zu finden. Ich sage dieses, du sagst jenes, ein Anderer sagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht giebt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findest, in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen, früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereust. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähst aber das Thal zu deinen Füßen, und füllst es aus: dann hast du mit dem Thale auch dich vernichtet, du hast dich selbst abgetragen. Warum schmähst du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern, und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke, eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Welttheilen? Hatten sie nicht Geist, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? . . . Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daseyn beherrscht, auch das Unsere beherrschen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne giebt. D a r a n litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntniß genug verstattet; aber sein Geist hat nur e i n e Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene unschuldigen Wirthe sind aus sich selbst gestürzt, die Schaar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder

einem bösen Herrn diene — man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber soll man nur Gott, das heißt: Allem, Allen, und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst, sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch Keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen giebt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter die ihre Kinder verloren; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die Verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder, er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseins auf, um fortzubestehen: oder die Zeit zerfällt mit sich, und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später das Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Comité Directeur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; giebt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „du irrst, so lange du einen im Irrthume findest" — und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt; ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie," hat gesagt: das Werk sei unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! — Bös weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beur-

theiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen, und anderm hergebrachten Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inqusition wüthete, schrieb man keine Bücher sie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken
über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.
Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu sein. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie in Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das eine lobenswerth, das andere natürlich; sondern über folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr, und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte. Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapfrer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken, nichts anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern, nichts anders als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sey, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; er müsse aber ein ordentlicher Mensch sein und kein Liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedauere, nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt und diesem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im Stillen den

Saamen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch euere Gradheit, eure Härte? Könnt ihr etwas damit fassen, etwas damit festhalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und schmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um, und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr sie fort, und man weiß es, ihr werdet sie zum Guten ziehen. Wollt ihr böse Grundsätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind besiegen, von dem man aus Hasse sich entfernt hält? Will der Verstand auf den Unverstand wirken, muß er unverständig seyn an beiden Ecken. In der Mitte seyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüssigen; umgekehrt: der flüssige löst den harten auf. Werdet flüssig, Professoren! Seyd nicht so stolz, macht euch klein, ihr großen Geister, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältnissen dieses sandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwissenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz, auch hinter der Gelehrsamkeit. Diese bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwissenheit aus, mit dem was ihr von der Gelehrsamkeit abtragt; thut das und ihr werdet sehen, wie bald sie kapituliren. Lernt von den Jesuiten, die das Regieren gut verstanden, wie man solchem Regieren widersteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelstand des Geistes duldeten sie nicht.

Seht Voltaire, seht Rousseau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen, der andere war ein edler Mann, und wurde für einen Schurken gehalten und, sein ganzes Leben, verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen, und glaubte kindisch ihr die Unschuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuschung; er dachte und fühlte wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert — ein Arm so tapfer er auch sey, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den

ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebkos'te die goldenen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte Ihnen, wie man wilden Thieren schmeichelt, sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voß nimmer gethan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le premier homme du monde. Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt, ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably, nicht gründlich, darum weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht alles Gold ist was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich seyn, weil ihr tiefsinnig seyd? Morgens versteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht. Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seyd nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich

entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul, fünfzig Jahre in seinem Phöbus-Wagen, über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Fluth zu tauchen, nur umschattet wurde von Pfeifenqualm des Casinos, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, euere Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmäht euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag euere nicht, euere macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmüthigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Euere Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pedantrie — freilich Andrer — und diese führt auf die Festung. Aergert euch nicht, und gesteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger als das. Doch, wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschehe auch, daß euch die Sache ernst würde und euch der Teufel holte — was liegt daran wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph sein, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten; jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seyd nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheeren in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt euerer Feder Federkraft, schnellt empor; doch seyd artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter, wie er sein soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweste, und einen großen

Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sonntag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt — ein Crystallfläschchen voll Diplomaten-Thränen und andere solche artige Sachen. Ist der Gelehrte alt, so daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt sich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt sich seine Hefte von einem Bedienten auf das Catheder bringen, riecht sehr gut — kurz ist ein Narr. Auf der Reise ist der Gelehrte splendid, verzehrt viel, befiehlt stark, und gibt starke Trinkgelder. Bei Tische steht eine Flasche mit langem Stöpsel vor ihm; beim Desert schenkt er seinen Nachbaren Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner hinaus: sie hören schon am Knalle des Postillons, daß ein deutscher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sei, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt, ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man sei ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich für die Welt: das Wort ist mild, alltäglich, für das Haus. Die Uebel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und jedes Allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie wenn man sich hingesetzt euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etiquette erlöst zu sein. Sprecht von allen Dingen, da wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Zensur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen

Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockner heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern giebt, ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen deutschen Gelehrten davon gelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den schönen sechsten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr scheltet die Reichen, die im Ueberflusse schwelgen, und sind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und geberdenvoll, gegen die im Feuer der Ueppigkeit gestählten Herzen! Seyd ihr denn besser? Ihr wißt alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seyd so gelehrt und euch umgiebt ein geistarmes Volk. Schämt Euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg, so viele Menschen giebt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe giebt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntewein die lästige Zeit ertrinken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's! das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit, Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar vieles mit euch zu sprechen; aber — doch still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen uns kennen zu lernen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obscurus Knopfdistel, wer bist du? Ach wie sehnt sich mein Herz nach dir! Die französischen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Constant, Villemain, Thiers, Cousin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüsat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang ist schwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — desto besser, dann giebt es kleine Zeitgenossen. Wir wollen zu-

sammen kommen, wie die Naturforscher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographisch und mit Verstand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philosophen, Historiker, Politiker, Novellisten, Humoristen, Aesthetiker, Journalisten, Kritiker. Wir lesen uns unsere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten — Novellen und humoristische Aufsätze, Buntes aus dem Leben, Uebersetzungen aus dem Französischen, Tragödien, Comödien, Possen, dramatische Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauspiele seines Wohnortes und von den Leistungen der dortigen Künstler, seit dem Sturze Robespierre's. Wir sind unserer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das schadet nicht; jeder fängt nur seinen Artikel an, die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre. Kommt, kommt! Wir essen, trinken, scherzen. Nach Tische prügeln wir alle Rezensenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das sind dumme Menschen und sie sind doch nicht zu bessern — wir prügeln und belehren nur die Anderen. Giebt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu seyn, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden sie die tausend Collisionen vermeiden? Wir sind unserer Tausend und beschreiben jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung; in den nächsten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod, den die Liebe giebt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu seyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: ein humoristischer Aufsatz! Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln, ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sei, das mögen sie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sei, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprieslichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung, mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fodern versäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft, und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannöverschen hochadeligen Beamtenschaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechzehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studierenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, Tadlenswürdigeres, als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demüthigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt wer-

den, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Briten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spiesbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Konstitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eigene Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage, und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäische Adelsbund wird den Gegenstand nach Aachen ziehen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — Dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spiesbürger geworden. Sind die Ueberschlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie, die verlorene Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Thaten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt die Kette.

V.

Einige Worte über die angekündigten:

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in der Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte keiner hierüber! Sage mir Leser, wenn Dir träumte, Dein Freund sei in Gefahr, und jammere nach Deiner Hülfe, würdest Du nicht aufspringen von dem weichen und warmen Bette, und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen — würdest Du kalt die tausend Täuschungen berechnen, und eitel, die kleine Gefahr verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das thätest Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heitern Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sei, will ich gerne ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Recensionen lassen sich in der Kürze mit nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapier, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man

kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu sein! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen, was sie haben und zu scheinen, was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen, und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden, und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen, und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch wie es sein soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung errathen kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cristallspiegel, schöne Gemälde; aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzusehen, und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel, durch hohe Marmorportale, zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen, ist es noch schlimmer. Es gibt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente sein eigener Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studierstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamten, welchen er gleicht. Diese habe über den Gebrauch der Macht, den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie wenn sie schmeicheln und lächerlich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freistaat weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden, und das Volk durch

Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun, unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Anderen aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk, und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschrei jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schuld derer, die durch ihre eitle Absonderung, das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die besseren und besten Köpfe keinen Theil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? Sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, oder durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen, sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden Preis zu geben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder Herrsch- noch Schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten, und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch

immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Reden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr, als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als Folge, die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben, und alljährlich, nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses auch, hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai herabgebracht, und keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte jeder urtheilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder seyn, die nicht Alles wissen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen, und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sich noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft, verderblichen Einfluß haben.

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft, und jede Veredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, recensirt. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist jeder berechtigt, über alles, was Alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen,

und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vermehren, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.

Die Societät will nur solche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind, und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen.“ Durch dieses Verfahren würde künftig jedes neue Werk, schon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen — eine schnelle aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urtheilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben, und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen — so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens ist es sehr zu fürchten, daß wenn nur solche Werke beurtheilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich, nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geschichte der Wissenschaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der Schlag rühren möchte, und daß sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unsere kritischen Hauptstädter wollen sich in Klassen theilen, je nach den Fächern der Wissenschaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulassung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten, und mit dem Namen des Verfassers versehen seyn müssen. Ich gestehe es frei — früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden — daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt, und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erst später gesucht, und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind

es ganz gewiß sehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten, nur gleich begabte, gleich gesinnte zuzugesellen. Ist dies aber geschehen, und sind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorsicht, wozu jene Freiheit beschränkende Censur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe." Allein, wenn zu wählen ist zwischen der Willkür eines Einzelnen und der Willkür einer Klasse, so ist die Erstere zu wählen. Der Einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft thaut niemals auf, und da sie, wie den Gewinn, den sie beabsichtigt, auch die Schuld unter sich theilt, die auf ihr liegt, so hat sie kein Gewissen, und sie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler sind unverbesserlich. Wer bürgt uns für die Unpartheilichkeit der Berliner Societät, wenn sie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen lassen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darstellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrschsüchtiger Regel nicht zusagende Art der Darstellung, warum die Anzeige zurückgewiesen worden. Man weiß ja, wie eine Gesellschaft, gleich der von welcher wir hier sprechen, sich bildet. Der schaffende Gedanke entspringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädischer Kopf seyn, einer der das ganze Reich der Wissenschaften übersieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit diesem encyclopädischen Kopfe wird auch ein encyclopädisches Herz verbunden seyn, das zwar alle Tugenden in sich schließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenschaften enthalten kann. Ein solcher Stifter wählt sich gleich gesinnte Anhänger, diese wählen andere, und so wird es e i n Gedanke, der alle beherrscht, und dem Alle, die sich dem Kreise anschließen, sich unterwerfen müssen.

Jede Kritik soll mit der Unterschrift des Verfassers versehen seyn müssen. Warum dieser Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisiren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtsamkeit, meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte tref-

sen können. Doch nicht jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde manches verschwiegen bleiben, was, kund geworden, sehr ersprieslich gewesen wäre. Die Theilnehmer an den trefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung als Scham es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen giebt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist alles bedacht, alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn." Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Vierviertelakt, von dem wir nur schon zu viel ausgehalten? Thut eine solche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto prestò zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn, den schleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wissenschaft! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Werth, den sie hat, nicht der Schein, den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft sein, und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserm Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Werthes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wissenschaft zu isoliren, gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuschung groß, und ihre Enttäuschung würde bitter seyn. Wahr ist es, die deutsche Wissenschaft konnte sich nur darum zu solcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil sie einsam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt sie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von sich fern. Aber die Noth der Zeit hat sie ins Freie gerufen, sie hat sich im Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen. Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume, und in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern wird der Argwohn seinen alten

Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.“ Ich denke, damit ist München gemeint, und wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Heerde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie — zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und, ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein Bindfaden daran befestigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltene Princip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere; in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestags einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oestreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die Oestreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerecht genug auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eignen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oestreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Munizipal-Verfassungen, die dort noch statt finden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz

Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken." Ich denke, damit ist München gemeint, und wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Heerde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie — zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und, ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein Bindfaden daran befestigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltene Princip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestags einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oestreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die Oestreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerecht genug auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eignen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oestreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Munizipal-Verfassungen, die dort noch statt finden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz

im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Joseph's II. allzurasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern, wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen, sich stark genug gezeigt hatte. Daß das östreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünf und zwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette, und zieht jeden der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oestreich ist das europäische China, ein still stehender ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sey, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder schlecht stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oestreich, kalt, besonnen und lieblos wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oestreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst, nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es giebt politische Gebrechen, die für den einen Staat als in seiner Organisation gegründet nothwendig, und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit, als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oestreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger, geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt seyn wird, zur Erhaltung seines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Oestreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß sie Oestreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oestreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen dem Laufe der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser

hat Oestreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oestreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger außer ihm, hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf, besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab.

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man sich aber dieser Entwickelung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geschah um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten

jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtseyn, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschland's Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821.)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei-Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken, als den Censor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist, und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Censor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen die man *giebt*? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV. aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des *Le Nôtre*, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume, in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe seyn, bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift, über die öffentlichste aller Staats-Angelgenheiten, über Postwägen schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken-Aerndten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß *dieser* mit dem Anstoße zu *jenen* immer zusam-

menfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenschen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer- in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sey nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren bei seinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich ohne darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwagen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche, über den Umgang mit Menschen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillone können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, so bald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen und sey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut seyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sey kein Handelsmann, erwiederte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht un-

bedeutenden Rechtfertigungs-Grund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden, und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem, in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen, rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen, und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund gegen das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Postillon und Pferde bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sey, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein älterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sey, als andere Neuvermählten, weil sie statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küssen können.

In Langen, als der ersten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abschieds-Zeche versäumt hatte. Wir kamen um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in eben so viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sey, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am als im Darmstädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gasthofes heißt Wiener — folgende gute Gedanken:

Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel besser es alsdann seyn würde, wenn lohnsüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen und irgend ein unsichtbarer Ober-Tugend-Director giebt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen, und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche, verdächtige Triebe sich offenbaren. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!"

„Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern, im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter, Conducteurs, Postillone, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillone im revolutionssüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine

Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge, deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern, und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillonen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlicht, und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillon sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet seyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich-Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könnte, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sey noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conducteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrack; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freuden-Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem festesten Schlafe, da die Räder still standen, und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag

abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthür. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vier und zwanzig Augen (worunter mehrere schön), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtseyn meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte: ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tisch stehenden leeren Stuhl etwas zurück schob. Diese Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sey, in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfällen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertjährige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten; das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Guitarre singend, mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt gar wunderlich geflochten. „Wilhelm, sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm." Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit sechs Professoren, den Schloßgarten, und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel" und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien" gelesen und war zu klug daraus geworden. Es war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen F l a s s a n im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekretär gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Ge-

mahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und sie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sey. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer seyn, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und so bald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben seyn, wer da wolle . . . Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er war giftig und sagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot) : ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit vier Einquartirungs-Pferden dans une voiture générale bequemer gefahren sein, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: in einem Generals-Wagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal, diligence hieße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillen-Thee machen, sie sey von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz.

Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen ... Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmle, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten, als nöthig war. Dieses mörderische Geklapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, so daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducteur ertappt, und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen können. Sie sey damals in große Noth gekommen und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und

indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte, und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weswegen sie genöthigt gewesen, mit Extra-Post nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Post zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzensruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch wieder alle, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er

Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen . . . Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmle, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten, als nöthig war. Dieses mörderische Geklapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, so daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducteur ertappt, und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen können. Sie sey damals in große Noth gekommen und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und

indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte, und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weswegen sie genöthigt gewesen, mit Extra-Post nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Post zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzensruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch wieder alle, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er

Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen . . . Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmle, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten, als nöthig war. Dieses mörderische Geklapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, so daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducteur ertappt, und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen können. Sie sey damals in große Noth gekommen und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und

indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte, und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weswegen sie genöthigt gewesen, mit Extra-Post nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Post zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzensruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch wieder alle, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er

sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, so bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicher Weise früher kennen gelernt, als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein deßgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldaten-Hälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen.

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mir nichts. Sie sagte: als Französin sey ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sey das Rauchen ausländischen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter, und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15 heißt: Das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sey erlaubt; nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sey, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badensche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte

einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22sten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dies es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sey nothwendig, die Hochfürstlich Turn- und Taxisch fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spiesruthenlaufen, ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließ. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Original-Fläschchen von den so beliebten als m a g e n s t ä r k e n d e n Diabolini, mit welchem der Conditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen- und Passagier-Aufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der, nicht blos mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sey dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, so bald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie

Sie sich am nächsten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe, zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreislichen General-Post-Direction, würde versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gericht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sey ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sey er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sey ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sey ihm dieser und jener der Hochzeitgäste auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner bald mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwiedert. Darüber sey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, so bald die Weinüberschwemmung abgelaufen sey. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Waarenschild und Muster stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichts-Assessor, der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sey jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?" Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder los zu frieren. Selbst seine Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher

Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu seyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen blos starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs brod- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dollmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor, und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund," sagte ich, „unsere deutschen Landsleute sind glücklicher Weise keine chronischen Narren; sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück, doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Gränze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben." Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße, oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht, und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pest-Beulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Post-Passagier kein Mittel gäbe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich sollte ihn auf den Boden des Wagens stellen, und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, sondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen M a n t e l, zog die Glocke in die Höhe, und ließ sie frei ihre Jammertöne über vaterländische Postwägen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major," sagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol' mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Conducteurs und Postillons, und muß er liegen

bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege haben wir 15 Stunden Rast gehalten. Ich bin von Strasburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf diesen beiden Reisen zusammen hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reisenden nicht wenigstens Warte-Geld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Post-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major? Dort erzählt Herr Mühlen in No. 33 dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sey. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in, mit Extrapost-Pferden bespannten, Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die dießfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und l a n g s a m vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehl-

bar am besten ausrichten." Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst, auf Hochfürstlich-Turn- und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt, zu berichten:

Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt und das ich stellenweise hierhersetzen will: Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: wo ist ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner: Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule . . . Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reißende Wolf in den Alpenninen — die ausgelöschte Kohle — der Keil — Carbonari . . . Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfehlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiedert: Nein, nein, ich logire jedesmal im römischen Kaiser, und werde auch diesesmal dort logiren,

ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und wäre leichtsinnig genug gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort."

„Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit: öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist: die Welt sey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seyen nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Director. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden."

„Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten."

„Der Ihrige."

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken.“

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg:

Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein andres Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrab noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sey dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt: aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens, wünsche ich, daß zehn tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe, zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage einen Burzelbaum über meinen Grabes-Hügel schlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun, wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter seyn. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen an einander stoßen. Mit diesen letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon Bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft, durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungeniesbar, giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein, und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften, so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Auge ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land, und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruthe, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labe-

trunke im Becher, nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er in sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten, und wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben, als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß.

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offnen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient.

Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters seyn darf.

Woher es komme, daß wir, ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Daseyn zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit, aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunst, welche das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob

trunke im Becher, nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur **der** glücklich ist, der alle Kräfte, die er in sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten, und wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der **nicht** glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den **hat** sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben, als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß.

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offnen Wunden sehen.

Die **Wage**, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient.

Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters seyn darf.

Woher es komme, daß wir, ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Daseyn zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit, aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunst, welche das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob

bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cotteletts essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege haben wir 15 Stunden Rast gehalten. Ich bin von Strasburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf diesen beiden Reisen zusammen hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reisenden nicht wenigstens Warte-Geld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Post-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major? Dort erzählt Herr Mühlen in No. 33 dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sey. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in, mit Extrapost-Pferden bespannten, Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die dießfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und l a n g s a m vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehl-

bar am besten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst, auf Hochfürstlich-Turn- und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt, zu berichten:

Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt und das ich stellenweise hierhersetzen will: Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: wo ist ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner: Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule ... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reißende Wolf in den Alpenninen — die ausgelöschte Kohle — der Keil — Carbonari ... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfehlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiedert: Nein, nein, ich logire jedesmal im römischen Kaiser, und werde auch diesesmal dort logiren,

ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und wäre leichtsinnig genug gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort."

„Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit: öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist: die Welt sey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seyen nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Director. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden."

„Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten."

„Der Ihrige."

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken.“

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg:

Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein andres Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrab noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sey dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt: aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens, wünsche ich, daß zehn tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe, zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage einen Burzelbaum über meinen Grabes-Hügel schlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun, wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter seyn. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen an einander stoßen. Mit diesen letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon Bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft, durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungeniesbar, giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein, und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften, so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Auge ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land, und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruthe, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labe-

trunke im Becher, nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er in sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten, und wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben, als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß.

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offnen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient.

Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters seyn darf.

Woher es komme, daß wir, ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Daseyn zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften l'est, wie auf derselben Blattseite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit, aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunst, welche das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob

es Morgen- oder Abenddämmerung sey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für Beides. — Die Tonkunst ist die einzige, deren die Deutschen Meister sind, und worin sie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch und malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakespeare's und Canova's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht blos der Kunstsinn und das Gefühl für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter, als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sey, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült, und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ocean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungeniesbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen, die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag seyn, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren

Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten, zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet seyn. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wachende und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen und machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkür, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoß durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menschen ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre

die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern selbst, erst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist als sage man, der kranke Mensch werde von allen seinen Schmerzen geheilt, sobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu letzterm ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung noth thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde Einiges hier mitgetheilt, von dem was diese und von dem was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sey, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben, die Gewitter nur *unter* sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eigenen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber *das* mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen, auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen suche, ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht,

seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht, hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund seyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben so unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen seyn, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst, das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geschehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte, haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurückgehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen Euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es seyn sollte; aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden

sie. — Aber wißt Ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu seyn ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man sey dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke, aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst sind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sey mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin

führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben aber zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Aengstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man sich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thüre leise anklopfen ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der breternen Bühne singt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer giebt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur wenige seyn, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit" besitzt: die Bäume hinter den Wald zu verstecken, ihm eben so fremd ist, als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maaße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern, die Andern schlaff, und verderben beide.

Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln, und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geschieht vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sei doch nachsichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden seyn.

Sie hätte wohl gewünscht ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dick-

bändigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas.—Darum, o werthe Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt, und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beleibter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten noth, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn zu wähnen, die Rede sey je fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln, und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geschieht vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sei doch nachsichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden seyn.

Sie hätte wohl gewünscht ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dick-

bäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas.—Darum, o werthe Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt, und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beleibter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten noth, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn zu wähnen, die Rede sey je fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn sein dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieses Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unsern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unsern Tagen, wo die zufriedensten Bürger auch der vollkommensten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen, daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt, als Musik, wohlgefällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden, und für Wort ohne That, mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst, als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, so bald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.

Aber da das Herz weniger rechnet als der Kopf, und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren, und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt

es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles thut, hat nichts gethan; wer nicht alles hingiebt, hat alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Uebersetzung derselben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren, und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands, hat mit so wenig Scham, als das genannte, spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist, und aristokratischem Hochmuthe das Wort geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und ihnen den verlornen Glanz wieder zu geben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk, daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt, wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme preisgegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entspringe aus wahlverwandschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt, die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze, so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im

Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sey ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sey ihnen die gute. Den Liberalen, sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung auf Beute, aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle: ja, sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sey ihr Weg, und sie sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterland-Freundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von seinen Ansichten trenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkele bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleisnerischen Zusammensetzung, solchen betrügerischen Gewebes, wo mit den bessern Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, in ihrem 233sten Blatte unter Deutschland mittheilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reise, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Mährchen vorgesungen, mit welchen man die

Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es sey sehr beklagenswerth, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's), die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu eben so bittern, als die Ehre des deutschen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten." Wollte der Himmel, es wäre Euch so viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzosen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüste ausbrechen müsse; sie haben gezeigt, wie die mystische Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze aristokratischen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratische Ausschweifungen zu begehen; und sie haben gezeigt, auf welche listige Weise Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuschränken. Daß Ihr so unklug seyd, auf unsere Nachbarn hinzuweisen! Es ist zum Lachen. Sollen wir sie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichste erkämpft, mit Blut, mit tausend Verbrechen erkämpft, und Euch selbst die Einrede benommen, daß nie ein schlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz sich sagen, daß man sich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen scheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war." Heuchlerische Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde gesetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinaus steckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links schiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk. Ihr nicht. Dessen Bewegung läßt sich freilich nicht so lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalstock, wie die eines Dutzends gehorsamster Beamten durch Tabellen und Weisungen geregelt wird; aber das thut auch nicht noth. Berge von Schutt sind wegzuräumen, und bei dieser Arbeit sind Hast und Fleiß das Erforderlichste. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Risse zeichnen und besprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht so viel Zeit fordern, als das eingestürzte Gebäude gestanden hat, dessen Schutt weggeführt werden soll, und nicht die Langsamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden ist.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger

der Freisinnigkeit in Wort und That, müssen dem kalten, unparteiischen Beurtheiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen . . . Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen seyn und herrliche Früchte getragen haben würde." Das sind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntniß so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die Ihr täuschen könntet, dann wären sie Euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Euerem Sinne, da sie den eigenen Vortheil vergessen, und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung, zugleich mit Eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sey da, und man müsse abwarten, bis alles fest zusammengefroren sey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutschen einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif," das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!" kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Aerndte, unter uns noch keine Rede, sondern nur vom Säen, und jemehr man schreit, der Boden sey noch nicht urbar, je emsiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! sie reden von „vorzeitiger That", als handelten hier nicht auch Menschen, wie sie selbst sind, ja, oft bessere. Seyd Ihr so große Künstler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geschichte auf die Minute zu stellen, die Euch beliebt, und sie schlagen zu lassen, wann es Euch gelüstet? Aber, um dieses Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langsamern Weg, und laßt das Volk seinen schnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk ist der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch rascher umlaufe, so verfolgt er doch gleiche Bahn. Es ist leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haspelt sich so weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache schadet, sondern man scheint auch daran, ob solche Ideen in das wirkliche Leben passen, nicht gedacht zu haben." Und jetzt wird gesagt, was Lüders gesagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar sey, nimmer aber eine sogenannte höchste Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politischen Lebens sich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunst sey jede Spekulation zu verbannen: und was dergleichen Göttinger Hofrathsthesen mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren wie wenig noch die Anführer der stehenden Gesinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere, die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln sich hinter ihre gothischen Grundsätze, legen die ganze Macht ihrer Beredsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall, und meinen, das sey die rechte Art die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie, und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht ins Leben passen, Spekulationen, Träumereien, mit denen sich ein ächter Staatsmann nicht befassen mag! Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sey die Regierungskunst noch immer ein Kabinetsgeheimniß, und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandtheile Jedermann kennt! Der ächte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich „die Vertheidiger der Freisinnigkeit" hingegeben! Es ist wahr, irgend ein junger Mann hat eine Aller-Deutschen-Stadt bauen, und in einem prächtigen Dome die Reichsversammlung halten lassen wollen. Das ist aber das Aergste, was an den Tag gekommen. Die Franzosen, im Anfange ihrer Revolution, hatten schlimmere Träume, aber sie sind, nachdem sie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freisinnigen Ideen, ob sie sie zwar anfänglich mißbraucht, sind dennoch nicht untergegangen, und auf ein „späteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen" worden. Sie hatten eine konstitutionelle Monarchie gefordert; da widersetzte sich der Adel, und zog den Thron mit in sein eignes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, sie

mit einer konstitutionellen Monarchie zufriedenzustellen. Haben den Franzosen ihre Ausschweifungen geschadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; sie spielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländischen Heerd so sicherer zu behaupten. Die deutschen Schriftsteller, welche die gute Sache verfechten, sollten sich freilich etwas bestimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, sie wüßten eigentlich nicht, was sie fürs deutsche Volk verlangten. Sie sollten sagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren sich die Franzosen erfreuen, als da sind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einflusse; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Personen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Gesetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Justiz; Geschwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Minister und der untern Beamten. Und wenn sie dieses forderten, könntet Ihr wohl so unbesonnen seyn, zu antworten: Das sind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können solche eingeführt werden. Könntet Ihr mit so plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile sich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die schicklichste Art und Weise; man überhebe sich nicht über seinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundsätze, aber man thue dieses nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben bestehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, obersten Behörden kompromittire. Diese dürfen solches nicht dulden und indem man dadurch sie zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen, gleichsam selbst zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einst ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit zum Opfer!" Daß es Gecken giebt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede ist, von Manier sprechen, mit der man für die gute Sache zu streiten habe, und etwa gar fordern, man solle den Tanzmeister und den Hofmarschall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das schadet nicht. Aber andere Rathschläge ernster Art mögen sie sich enthalten! Wie schlau! Die einmal bestehenden Mißbräuche soll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erst für bessere Einrichtungen empfänglich machen! Daß diese Erziehung den Jesuiten anvertraut werden müsse, versteht sich wohl von selbst. Unterdessen, und bis die Kinder die Schule verlassen, hat man

Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu versehen, die Vorrathskammern der Privilegien wieder anzufüllen, und dann lacht man aller liberalen Grundsätze. Die obersten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittirt" werden. Schon einmal kam dieses Wort vor, und dieser elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier bestrittene Aufsatz, ein Konversationsstück ist, von der feinsten Theegesellschaft gelegentlich abgeschnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde, die Regierungen „zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen," gezwungen werden. Dieses ist gar nicht schlau; denn welcher liberale Schriftsteller wird sich abschrecken lassen, wenn man ihm mit scheinbaren Gewaltstreichen droht? Aber das Eine ist wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen auf die Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie es berechtigt zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maasstab des Rechts.

XI.

Der Roman.

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Stickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer, und schmollte. Wie unartig bist du wieder — rief ihr die Mutter zu — und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? . . entgegnete Karoline, und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen . . . das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei, du liebe Unschuld, wo hast du denn das gelernt? Du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sey geschickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Ist das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen, und so oft ich ihn daran erinnere, sagt er: morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei seinen garstigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde seyn, sey nicht böse, lieber Karl! — Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne . . . . Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abscheulichen Kosacken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine schmerzlichste Wunde nicht. — Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen . . . Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Heftigkeit in seine Arme . . . Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich

könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann sie tödten. Sie schlummert nur, wie im Sarge, so im erkalteten Herzen, unter der Winterdecke, um mit der Frühlingssonne frischer und grünender zu erwachen! Die Stunde ist die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben sich ewig, die sich auch nur eine Stunde geliebt. — Was sagst du, Karl? . . Der Oberst zog ein Heft aus seiner Tasche und überreichte es lächelnd seiner Braut. — Hier, Karoline, ist der versprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigsten Liebkosungen das längst erwartete Geschenk. Aber, warte — sagte sie mit drohendem Finger — jetzt sehe ich, wie du dich verstellen kannst! Dachte ich doch, du seyest fürchterlich böse auf mich, weil ich dich an dein Versprechen erinnert, und — nicht wahr, du hast nur ein so ernsthaftes Gesicht gemacht, um mich zu überraschen? Doch, wie heißt dein Roman, ich sehe ja keine Ueberschrift? — Wie du willst, liebes Kind! — Wie endigt die Geschichte, ist sie traurig oder lustig? Wie es kommt, Karoline. — Nun setzt euch jetzt, Karl soll uns seinen Roman vorlesen. Und du, Fritz, sprach sie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit schweren Tritten das Zimmer erschütterte, störe uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in diesem Sessel bequem, aber rühre dich nicht. Hörst du?

Die kleine Familie setzte sich um den Tisch. Der Oberst legte das aufgeschlagene Heft vor sich, stützte den Kopf auf seine Hand . . . Friede des Kriegs, o süße Ruhe der Schlachten — sprach er leise vor sich hin. — Du mußt lauter reden, flüsterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich sonst nicht verstehen.

„Die Winterschule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöscht, die Fenster geöffnet, muntere Sonnenstrahlen erheiterten die düstere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tausend Spielen“ . . . „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufsprang, und den Obersten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß schon die ganze Geschichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein besonderer Baum, und darunter sitzt Rinaldo und seufzt oder flucht.“ . . Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat schon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und sehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, sich niedersetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet sehen, daß ich Recht habe. Rinaldo sitzt unter einem Baume und seufzt oder flucht.

Der Oberst fuhr fort: „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe

lächelte und schwieg, die unglückliche weinte heißer, aber stiller. An einem dieser schönen Tage gingen August und Klara den Hügel hinauf, von dem sie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäste sehen konnten, die eingeladen waren, Augusts Geburtsfest zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hause, in das er als Kriegsgast gekommen, eine schwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus seinem Fieberschlummer genesen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die schöne Tochter seiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie errietheu sich bald; Klarens Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen. August war Sekretär bei einem französischen Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klarens Hand wurde ihm zugesagt."

„Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sey, der ihm Genesung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich, aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme . . . Meine Mutter! . . . Mein Sohn! . . Nun Gott sey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben. — Welche Ueberraschung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt schreiben ließest, reiste ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich selbst schwach, und mußte acht Tage liegen bleiben . . . . Theure Mutter! . . . Bist du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert hast! Und ein vornehmer Herr bist du geworden, dein Vater selig hat es immer gesagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du hast ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfst du ja nicht tragen! . . . Liebe Mutter, erwiederte August lächelnd, es ist kein Kreuz, es ist ein Stern. . . . Ja, es ist wahr. Schau, was das kostbar ist! Aber wie leicht kannst du das verlieren; laß es dir fest nähen."

„Unterdessen waren die Gäste, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angesehen, herbeigekommen. Klara hielt neckisch das Schnupftuch vor den Augen, und sprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Bösewicht, hast dein Mädchen betrogen, liebst eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, sauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit. ... Ah! Frau Rachel — ließ sich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein Wechselchen? Macht's christlich ... August wandte sich dem Spötter zu, und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: Sie ist meine Mutter!"

Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf ... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerzte ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist? fragte Karoline den Obersten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieser. — Das ist eine Teufelsgeschichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unsern Haus-Jud fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf, nach Mosis Gesetz. — Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte, fiel der Oberst lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — Und Ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen stampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh schreien soll, wenn ihm so ein schwerer Kloß in den Schoos fällt. ... Und du — und Sie, Fräulein? ... fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke mich schön für das Compliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst Du Dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also Deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Casino gehen. Aber sie muß es gescheidt anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen —

nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, seyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld werth, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! sprach der Oberst mit bebender Stimme, und stürzte wie im Wahnsinne fort.

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, Ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriegen; und Recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh. . . . Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . . Verloren, verrathen, betrogen! . . .

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. Bravo! — rief dieser, in die Hände klatschend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Comödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Comödie ist aus, erwiederte Karl. — Schon geschehen? Schade, wäre gern dabei gewesen. Hast Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren,

Alles hin, nur Du allein bleibst mir noch. — Karl sank mit thränenden Augen an die Brust seines Freundes. — Was ist das, Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede was ist geschehen? — Karl sprach und weinte sich aus. — Das ist Alles? Weil Du ein Jude bist? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als Du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sey Dank! mein Name steht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Länder, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerrissen. — Alles, seufzte Karl, Alles ist verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und diese Narbe ist Dir nichts, und die Erinnerung, für wen Du sie trägst, rechnest Du für Nichts? — Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, Du hast ein Mädchen verloren, und Dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit Dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges seyn, was meinen Charles besiegte. Doch hättest Du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die schielende Alison, die liebliche Tochter unserer Marketenderin gewesen; ich hätte Mondnächte mit Dir durchseufzt und durchwacht, und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir nicht so, wie sie uns verachten. Die übermüthigen Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen besiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren! Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeistert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, stürzte wüthend ins Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. Finde ich Dich endlich, spitzbübischer Jude! Hab' ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. Wag' es nicht, sagte er; dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht, schrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud' und Franzos, Franzos und Jud', das gehört zusammen, das steht Eins für das Andere. — Zieh! schrie Corre, wahr' dein Rosenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete

sich in seinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, sprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline von P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden—wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Trost entgegenkam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engeren, einen stets süßeren Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sei in Gefangenschaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungsanstalt zu kommen suchen, Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten, aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester seyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für ihren gütigen Brief.

4.

Oberst W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne Dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich sagen: Du liebst die Freiheit, und kannst der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebst Du sie. Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als dieser. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube und schließe mit allen Kutten Brüderschaft. Wohl manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausschiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre gestärkt nach Hause. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses umpanzerte Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.

Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen wölbt sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem Du diesen Brief erhälst, war der glücklichste in dem Leben Deines Freundes.

XII.
Altes Wissen, neues Leben.

Alphons, König von Arragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft, und alte Bücher zum Lesen. Das Uebrige ist Lumperei.“ Da jede wackre Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser, als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer, als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben—so wollen wir blos von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; wahrscheinlich giebt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholtenmale; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein Anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erstenmale beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum Erstenmale unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: soll man diese Belehrung mehr aus alten, oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das Erstere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens, und aus der geheimen Kanzlei des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen sehr großen nichtoffiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrüßlichen Amtsstunde gethan

und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen genommen, um sie für ihre eigenen auszugeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt, und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller: woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen: die Abdrücke *vor der Schrift* sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Ueberdieß sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist, den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Contouren verwischt, und man kann von unserer neuen *abgebildeten* Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der *Mitte* liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückselig ist dieses Ueberschreiten! Um einer Wahrheit *Daseyn* wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Grenzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsatz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um das zu sehen, was dahinter ist; da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig.—Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben oben zu seyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, sobald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwischt, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich,

als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten, in Angst und Sorgen, bei dem Kompaß um die schwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken — es sind freilich solche, die das ganze menschliche Daseyn umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christenthums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet, und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgiebt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben giebt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich seyn, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit, und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu sterben. Freilich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu seyn glauben: aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Uebel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft; jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater

warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein—und dann wird der Himmel seyn überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benutzt. Aerzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Mensch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreyßigjährigen Kriegs gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. churfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg, über diese Sache beschlossen ist.“.... Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — sie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen, und nicht von Prag.“ Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, sobald in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz

kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern noch zu lenken gewußt. Freilich kann man sagen: „Das lag außer dem Kreise menschlicher Macht!" — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die Experimental-Physik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinete elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer." Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel." Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nichts, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nicht, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht blos die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch seyn mögen, sind lange nicht so hartnäckig als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihnen fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen."... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anders hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle egyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Untersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume,

an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allstündliche Leben von unaussprechlich wohlthätiger Wirkung sein. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts anderes, als die Ueberraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegentreten. Ueberraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir alle, verschiedenen Gesinnungen zugethan, sind im Wahne, es geschähe Neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entstanden. Aber die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln diese und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen und verlornen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufsperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der besten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie im Drucke lebten; kännten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, würden sie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte, und viel entmuthigender, weil sie Keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger

schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, tödten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber Alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, sondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Mann findet es beschämend, daß er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wisse aber, daß es sonst viel schlimmer war; daß man sich jetzt bei den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drückend war. Und wenn dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Alterthum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freiheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freiheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geschichte Roms, von der Zerstörung Karthago's bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren letzten Erscheinungen zuerst, und mit ihren ersten zuletzt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie, statt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Haller's Magie der Staatskunst," da diese jetzt in Jedermanns Händen ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unser Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die gelehrten und die höhern Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichthum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutschen, er wirkt aber eben so stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesetzt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freilich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben; aber Alles, was er weiß, sagt und schreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutsche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung was sie thut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben magern Kühen, und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutschen Wissenschaft zurückhalten; daß Hagelschlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Welttheil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotie noch Anarchie Alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntniß der klassischen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntniß nicht auf alle Stände erstrecke. Jetzt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene Menschen,

auf deren Erziehung das klassische Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß man eine sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophien und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig seyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klassiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere so sehr vergessen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu construiren wissen. Diejenigen, welche das Studium des klassichen Alterthums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" nicht blos zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung — sie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Alterthum bekannt sind, aber befreundet sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist dieses besser; man merkt es aber auch den britischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Colonisirungs-Systeme denken.

Es giebt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht vollständig befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutschen übersetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Uebersetzungen. Ein Conrektor in seinem glücklichen beneidenswerthen

Still-Leben ist nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Uebersetzungen müßte sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Werth bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht blos die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, sondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nur irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und schützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß nothwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen, und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constants und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich sein. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleistyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde er sicher zu keinem

Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl: es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube." Weil aber das Buch alt ist, sind wir im Stande es unparteiisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Eckel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke der spätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das literarische Fürstenthum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblattes kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Göthe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß, und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharsis auswendig, wie das Einmal-Eins — eine Kenntniß, die Jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja es ist zu vermuthen, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind," und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem

beliebten Literatur-Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes ist zu bedenken. Es giebt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborene Würde wiedereinzusetzen. Es giebt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie seine Freunde, suchten und fanden in seinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu seiner Vertheidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Ambos schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urtheile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und sich der Theilnahme der Menschen erfreut; doch das alte förmlich ausgesprochene Urtheil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch-bibliothekarische Menschen" bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaire's Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Conversations-Lexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurtheilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

„Frühe Weisheit, späte Liebe!" . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar mürrisches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand gestützt; in der rechten Hand hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!" erwiederte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel-Seufzer. Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!" Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt." — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen . . . Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen . . . . Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine über einander, und strich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus, Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt, und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und im Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, sieben und zwanzig Tage, elf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt." — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer." — Darüber sey unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge seyn, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühling-Aequinoktial-Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!" Mein Freund zeigte

mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingenen Bändern umgeben, die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, geben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offne Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln giebt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sey unser Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen.“ — Das hast du gut gemacht, Fritz. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann; und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt.“ — Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt? — „Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen.“ — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sey klug, Fritz, lass' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum erstenmale auseinander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni....“ — War nicht an diesem Tage — „Nein, die war den Tag vorher.... O ihr Götter, wie

glücklich habt ihr mich gemacht! Welch' eine Gabe verdank ich eurer Gunst! Welch' ein Geist! Welch' ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie Alles! Sie giebt mir besseres, als den schönsten Rath: sie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch' ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme."—Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!" — Willst du mich zum Besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben."

„Abends zehn Uhr." — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!" — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube, und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakspeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Kloben zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an der innern Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche.

Ich fragte sie freundlich: Aber Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakspeare auf zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen.“—Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Fritz.

Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen, aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen, und eine Viertelstunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postscriptum schreiben, noch einen Brief ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thür wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen bat ich Sophie sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sey ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janus-Tempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.“

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und sagte: Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrak aufs Heftigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Uebersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann [illegible] Quart waren; und meine Tabacksdose, die sie für ein

Buch angesehen, hatte sie neben Rousseau's Heloise gestellt: weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?" — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! . . . Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!" — Alter, willst du sagen. — „Nun, meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!"

„Montag, den 14. Juli. . . ." — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht seyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie. ." — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl." — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurer-Geheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euren jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserm Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warst dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westphalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in

jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen, und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei so viel Geist und Herz, an einer solchen Lästerzunge Wohlgefallen finden kann!" — Und das begreifst du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänschen steckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Stael mit ihrem Kammermädchen sympathisirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erst wurden weibliche Küsse gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geschlafen; aber wenigstens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter schön. Doch Frau Marthe ist häßlich, wie die Nacht." — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich ist, ist das Freundschafts-Bündniß gar nicht aufzulösen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennst diese Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich sechszig Schritte um meine Sophie, während sie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht fassen, die ich erst empfände, wenn ich starken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! . . . Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unsern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat sie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe schlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie spricht mit ihrer Flötenstimme: Beste, Sie haben uns nach Hause begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hause begleiten. Wir, hat sie gesagt, als wär' ich der Kometenschweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich stieß meine Frau leise an. Da trennten sie sich. Ich schöpfte freie Luft; auch hatte ich sie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte sich, wie ein Alp, auf meine Brust, und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär!

Und das war das letzte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört.“ — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber . . . Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre sie auch fähig, dich zu vergiften. Laß' dich von ihr scheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung gelesen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdrosselt, geviertheilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfingen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu setzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht setzen. — „Thue das, lieber Karl: aber ich bitte dich, sey nicht grob.“ — Laß' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen, oder du hast nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouverture zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum.
Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er giebt Preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zu See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm, und Tag' im Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, sau'r,
Unfolgsam, selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie, als aufsätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb und Treu.
Warum ist euer Bau zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Sie stimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakspeare's Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sey mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war .... — Dreizehn Jahre! — Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht, und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber so bald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause, und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden sollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war häßlich ... — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum.
Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er giebt Preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zu See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm, und Tag' im Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstärr, launisch, düster, sau'r,
Unfolgsam, selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie, als aufsätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb und Treu.
Warum ist euer Bau zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Sie stimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakspeare's Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.
Die Kraniche des Ibykus.

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sey mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war . . . . — Dreizehn Jahre! — Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht, und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber so bald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause, und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrektor; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden sollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war häßlich . . . — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte

meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwei Uhr, die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die westphälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg, und schlich mich, ein Viertel nach zwei, mit der Mappe unter dem Arme, in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die französische Revolution ausbrach. — War dir die französische Freiheit lieber, als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man setzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirn. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schweiz und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Ist das Alles, Karl? — Das ist Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich schwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich sieben Jahre alt war . . . — Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister. — Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinst noch, Julie? — Ach, der arme Knabe ist todt! — Ist er gewiß todt? — Ja, er starb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstag meiner Mutter kam zum Erstenmale ein Herr in unser Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreißig Jahre alt war? O, er mußte noch älter gewesen seyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiste ich mit der seligen Tante ins Bad von . . . — Wie alt war deine selige Tante, als sie starb? — Achtzig Jahre. Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig. — Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe! Die Tante legte sich schon um neun Uhr zu Bette, und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kom-

men. Es war eine Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Thüre, und gesellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einsiedler," rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, „hier ist eine Einsiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie". . . . Du bist zerstreut, Karl? — Nein, ich höre sehr aufmerksam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakespeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller, und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Grase. „Liane!" lispelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde schwebt"— fuhr ich fort — „und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küssend." . . . „Selten — sagte mein Begleiter — „kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe: dann aber ist Zögerung Sünde" — und er raubte mir einen Kuß. — Karl sprang auf, und sprach im komischen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch, und sprach mit froher Hast: „Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warst der Räuber! — Karl schlug die Augen nieder. — „Ahnung, liebe Julie! süße Ahnung!" — „Erfüllung, lieber Karl! süßere Erfüllung!" — und die zweimal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz.

XV.

Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.

Es giebt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faseleien eines Mönchs, erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken, und weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt; was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt; und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Un-

terricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung, die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker giebt, so giebt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern schmutzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonk's Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrnlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr, nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig sein, und das bist du nicht, wenn du willst: Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichtes. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen, schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt:

Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es giebt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es giebt noch einen dritten breiten Weg, auf dem die verworrene Menge sich drängt und Staub macht: den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock giebt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er ist ein Pferd.“ So reite ihn: doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen

guten Magen haben, und es giebt Leute, die gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen und Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du hassest Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müssiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum .... Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten läßt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also“ — sprecht ihr und ihr — „sollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entreihe

nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen, wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?" Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben." Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche dir Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und giebt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich und verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethe's Faust gesungen:

> Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
> Ich lobe mir die guten Alten;
> Denn freilich, da wir Alles galten,
> Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste; band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?" fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe das Lügen oft sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine!" — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — „liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest" .... und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen

unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gute bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen; ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin W i l h e l m i n e zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie M i n c h e n. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner M i n a vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen, aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse

des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinen Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinausschmollt, so ist das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur e i n e K a m m e r, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein atheniensischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Erfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in z w e i K a m m e r n getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayerischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist, und der Frieden!

XVIII.
Der Gott in Höflingen.

Das Spaßhafteste der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann, und zittere vor dem Tode nicht; darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen danieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beispiele von deren glücklicher Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?" Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideen-Welt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben! . . . Ich sage: das ist allein der Spaß; im Uebrigen aber wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Festmahle, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters werdet Ihr ihn verspotten? Thut das nicht; nur seiner Zeit dürft Ihr lachen. Giebt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen schweben, aber sie werden ihm lächeln, wie einem Kinde: und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsars stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht mangeln! . . . Racine, welcher krank ward, und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er starb nur *seinem* Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend

Pforten, die Hölle hat nur eine, und seltner, als man denkt, gelingt es Menschen, und schwerer, als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte: die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Pranger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln, und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus Jeder schöpft nach Vermögen, mit kleinerm oder größerm, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt, und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen, und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancirstange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Gold gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher ange-

betet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben sie sich über die Erde, und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel strebend.

Sind die Worte und Redensarten, welche die Preußische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweißt deren hochtrabende, stolzirende, tragisch-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts Anders, als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Gestikuliren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück, und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens sehr trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein nasses gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so ausgebreitet war, als man vorgiebt; wenn die Untersuchung bereits sehr erhebliche Resultate geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet hätten? . . . Noch wunderbarer ist das Eingeständniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. — Man braucht gerade kein Rheinländer zu seyn, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrecken setzen, und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der sich etwa in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkäme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizei-Maßregeln ist sicher „einem Jeden bekannt." Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit sie die etwa verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogische Gift zu verbreiten gesucht hätten, sie aber auf das brave, verständige und treue Preußische Volk wenig gewirkt haben, so möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erstens, warum die Preußische Regierung zu gleicher Zeit, indem sie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die sie ja, ihren Reden nach, so wenig selbst berührt, mit so vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum sie die Erforschung, Unterdrückung und Bestrafung der staatsverrätherischen Umtriebe nicht den Regierungen überlasse, auf deren Verderben es abgesehen ist? Zweitens, in welchem deutschen Staate des Auslandes, die Mutterkirche des neuen

politischen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe gestiftet werden sollen, eigentlich ihren Sitz habe? Drittens: warum man in Süddeutschland, wo durch die freiere Presse, und die Ständeversammlungen, demagogisches Gift leichter zu verbreiten gewesen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen, und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen, und andern Maßregeln der Strenge, durchaus nichts vernommen hat?'

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Untersuchung wird zwar jetzt „noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverständigen be„stehenden Kommission geführt," können auch so gedeutet werden: „Die Untersuchung wird von Justizpersonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verstattete," und diese Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beschlag genommenen Papiere werden eingegangen seyn, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege eine unparteiische Untersuchung Statt finden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständniß, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege, und nicht unparteiisch geführt worden sey.

XX.
Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehenen Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino, auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scale. Man gab die Oper Othello von Rossini. Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand, wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß seyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwatzte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf, und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es trat, so bald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln, und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapfrer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug . . . . . . da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine

Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor den Mund. Doch hatten meine aufrührerischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Ueberlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Untersuchung, und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abscheulichen Ollmütz einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! . . . . Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit diesem und jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtniß für Namen und Gesichter. „Ich wundre mich, sagte der junge Mensch, daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierseyn erzählt hat." — Wie! rief ich, S. ist hier? — „Und das wissen Sie nicht? dort in der Loge sitzt er. Ich will Sie hinführen." — Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand, und acht Soldaten Sarmatischen Ansehens, mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine

Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte der Polizei-Commissair; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Commissair setzte sich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde mit einem Drahtgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeyt, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissair dem Gefängnißwärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissair wünschte mir gute Nacht, und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn,“ rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie sich's bequem, sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß; wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort, und ich war erstaunt, daß die Thüre von außen nicht verschlossen wurde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah, und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren.

Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutendem Blicke auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettetische lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus, und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Aennchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen giebt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldenes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Aennchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ohngeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen, und genau nachsehen, ob sie nirgends was Geschriebenes versteckt. Ich fragte Aennchen, ob sie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön . . .“ Guter Landsmann, lispelte sie,

und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... „so schön, so jung, und schon so schlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen.

Als ich die Hände von meinen nassen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commissair, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese mißdeutend, sprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht seyn, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsch .. Verführung .. Leichtsinn .. Schwärmerei .. Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben ...“ Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen Protocollführenden Sekretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand ..... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war Ihre Absicht, als Sie gestern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — setzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannichfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen, und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig,“ erwiederte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst,“ sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretair versammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze seiner Nase, und paßte sehr auf. Ich fuhr fort ... „Als die Nachricht von der Neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen ...“ Der Secretair war wie ein Geier hinter diese Worte her, und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hin-

ein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch, Italien zu sehen, hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegenste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen . . Festlichkeiten . . Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabacksrauchen, den eingezogenen Rauch, statt ihn gleich weg zu blasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrack, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah, (sehr poetisch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair sprang wüthend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? — Herr Director, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich in das Gefängniß zurück.

und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... „so schön, so jung, und schon so schlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen.

Als ich die Hände von meinen nassen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commissair, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese mißdeutend, sprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht seyn, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsch . . Verführung . . Leichtsinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben . . .“ Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen Protocollführenden Sekretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand ..... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war Ihre Absicht, als Sie gestern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — setzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannichfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen, und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig,“ erwiederte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst,“ sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretair versammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze seiner Nase, und paßte sehr auf. Ich fuhr fort ... „Als die Nachricht von der Neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter diese Worte her, und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hin-

ein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch, Italien zu sehen, hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegenste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen . . Festlichkeiten . . Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabacksrauchen, den eingezogenen Rauch, statt ihn gleich weg zu blasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrack, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah, (sehr poetisch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! —— der Secretair sprang wüthend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? — Herr Director, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich in das Gefängniß zurück.

Rezensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine ungeheure hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisiren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, stand ein kleiner, untersetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule, und wartete aufs Manuscript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt, und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt—das gehört nicht hierher. Nur soviel ist daraus zu entnehmen daß unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritische Lakonismen sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezensenten und Redacteurs zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften, und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezensent oder ein Redacteur sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen, und es nicht blos pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen; sondern er muß selbst Wache halten, und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das Schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redacteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eignen Behauptungen wundert, und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig seyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen drucken zu lassen: „der Corsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite sie“ — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redacteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redacteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „der korsische

Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie;“ sondern er muß drucken lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite*) sie.“

Ohe jam satis est! . . . . . ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieses auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Rezensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu, und alle solche Interjectionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte), sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn tödten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezensionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des sic stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Rezensent in jedem einzelnen Falle unter sic verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Rezension liest, wie soll der sich helfen? das sic ist oft räthselhaft. Also keine sics, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen, aber lateinisch kritisiren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Motto's zu rügen, die sybillenartig, in Versen ihre Meinung sagen. Es giebt nämlich deutsche Tagesblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen, und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Motto's ist, mit den Aufsätzen, welche zuoberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt seyn. Die Redactionen aber vergessen dieses oft, und erlauben sich, in den Motto's Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier seyn, der den Eintretenden grob und artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaction mit den Ansichten eines

*) (!) Anmerkung des Redacteurs.

ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Giebt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft, und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: „Vernichtung nur ist euer Loos. Frieden ist euch hienieden, nicht beschieden." Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaction gesagt: mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt seyn. Ein weltkluges Motto, muß sich zum Motto wählen: Vive le roi! Vive la ligue!

XXII.

Ankündigung der Zeitschwingen.

(Juni 1819.)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrner Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt, wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreißungen ihrer künftigen guten Eigenschaften seyn mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht Jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen, nur beim anfänglichen Drucke, reines Jungfernöl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst, würden auf das Anmuthigste abgehandelt, und Alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correspondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissesten Nachrichten könnten die Leser versichert seyn.

Auch ist es vertragsmäßig festgesetzt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugend seyn könne, der seine Fehler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die sogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt, (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verstehe), Theils geschrieben, Theils abgeschrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geschlagen, und mir die Fortsetzung jenes Blattes untersagt. Nämlich, nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erstens: weil ich mich als einen geschmacklosen Uebersetzer aus dem Französischen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Wesen" jener freien Stadt

nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich, durch diesen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und ehrsamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Wesen des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatisirten Ansichten bekennen. Zu mediatisirten? Dieses Verhältniß, wird mancher sagen, giebt mir immer noch mehr Freiheiten als gut ist. Ich sage es selbst.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen. Ich habe auf meiner kurzen literarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; wie werden Diese lachen, wie werden Jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lachten nicht, und Diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei sey fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden.

Die Zeitschwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutschen Volkes fliegende Blätter. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studierte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthschaft." Der denkende Theil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studieren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgiebt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen, und die deutschen Schafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheeren und einzuwollen — sagt er ganz gelassen: „Was gehts mich an? ich bekümmere mich nicht um Wirthschaftsangelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung. Darum fort mit den fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaaren Vortheil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes seyn. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum Besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: „sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundsätze, und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herab geholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Schwärmerei dem schönen Traume von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Brust Erleichterung geben.

Darum soll man (ich werde es), öfterer des Volkes Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen, und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Noth oder Lust des Menschen, eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses

setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen, so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines Jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das, in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrod in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen, zu den obersten Grundsätzen hinaufleiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel, als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost giebt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

XXIII.

Das Testament der Zeitschwingen.

September, 1819.

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Continental-Gedankensperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kur-Oerter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hofseelen-Lehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich des gerichtlichen Verfahrens, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wurzelwörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch, und zieht stark.

Der Mensch muß klug seyn und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichs-Kammer-Gerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Executions-Gipfel der Aegyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libelabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Correktor?

setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen, so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines Jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das, in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrod in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen, zu den obersten Grundsätzen hinaufleiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel, als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost giebt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

XXIII.

Das Testament der Zeitschwingen.

September, 1819.

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Continental-Gedankensperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kur-Oerter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hofseelen-Lehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich des gerichtlichen Verfahrens, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wurzelwörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch, und zieht stark.

Der Mensch muß klug seyn und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichs-Kammer-Gerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Executions-Gipfel der Aegyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libelabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Corrector?

Der Mensch soll bescheiden seyn, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume der Erkenntniß gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt Ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten gestellt? Warum habt Ihr uns in Versuchung geführt? Was Ihr jetzt thut, ist alles vergebens; Ihr mögt es versuchen — gelingt es Euch, so seyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maaßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den Neunziger Jahren, auch von der Napoleonischen Zeit, auch von den Kosaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken, und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für Euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogirende solide Wissenschaften legt, wie Ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf Deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und zensurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsere arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Uebel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beginnt. Wasser in einem Gefäße, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes — das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf, verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon und Pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur— er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die

Der Mensch soll bescheiden seyn, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume der Erkenntniß gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt Ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten gestellt? Warum habt Ihr uns in Versuchung geführt? Was Ihr jetzt thut, ist alles vergebens; Ihr mögt es versuchen — gelingt es Euch, so seyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maaßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den Neunziger Jahren, auch von der Napoleonischen Zeit, auch von den Kosaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken, und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für Euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogirende solide Wissenschaften legt, wie Ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf Deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und zensurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsere arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Uebel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beginnt. Wasser in einem Gefäße, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes — das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf, verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon und Pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur— er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die

geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen— unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leiseren und wärmern Tönen das enge

Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen; und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, son-

dern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten

verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der

Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigung des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav: fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversationslexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes angefüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte flüchtige Empfindung, aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifer-

süchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sey, denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es liebt, es findet sich erst, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern ist voll und belebt und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner

Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von Allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge, zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist! wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestützt, wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft, oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachsicht fordern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben

hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es giebt nichts lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke ist ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden, suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergiebt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist a b g e t h a n. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen

für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die ihnen Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlarvte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerben, verbergt die Euere; wollt Ihr Euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reißenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küssen Euch dann, und zerfleischen Euch nicht.

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen, was Dioptrik bedeutet, und genöthigt sind, der Ueberlegenheit männlicher Einsicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg mit einem Schusse zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlseyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einem Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse That, als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, sondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die Königlichen Transparent-Gemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht seyn: sie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben seyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir und vertheidigte die Schweizerische Freiheit, gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Staar verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind und genöthigt, im Dunkeln, anderthalb Stunden lang, aus Verzweiflung satyrisch zu seyn. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verschreiben, das heißt ein liegendes

Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhr-Penpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesetzt, welches die Obscurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken, es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzersee gingen mir verloren, und in meinem Verdrusse konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintritts-Preises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause, und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war, wie der kuhschnappelsche Kanzley-Styl, sich wieder vollkommen frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder, der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat, einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtung nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzten, und Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Augen als Perspective dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Wei-

berköpfen Statt findet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig seyn mögen, ihre Weiber die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die Guten nichts Böses darin, so lernen doch die Schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man sich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennutzes beseelt und daß sie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele höchstens während der ersten Scenen verstatten, wo Kammermädchen und Bedienten die Zimmer reinigen und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt; oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kömmt, und auch die Listigste überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden seyn, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.

Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Giebt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit, dieses zu sagen, gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel Eckiges, Geschnörkeltes, Buntscheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen, und die unnatürliche Geisteigenschaft so vieler Männer wird aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode, wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie diese für die Ruchlosen gemacht, und die schönen Weiber, wie die guten Bürger, müssen sich ihnen um der Ordnung willen mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirm zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschun-

gen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anstrengung der Einbildungskraft, sämmtliche Theile einer Festung, Graben, Wälle, Pallisaden, Bastionen, Courtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfordern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, so wie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme Frau aber um so leichter. Wie ist es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hut-Festung, und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg, und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten, und mit großen Buchstaben, etwa transparent im Brillantfeuer, ihre Namen darunter setzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erfahre. Ja, die Weiber könnten oft gar zu Hause bleiben, und nur ihre Hüte ins Theater schicken.

XXVII.

H o n e s t u s.

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmutzte er sein Herz und dann geschah, daß er den Verworfenen, auf eine kurze Stunde, den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oscar zu seinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens war mit glühendem, schäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen, machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oscar zur italienischen Oper, Mozarts Don Giovanni zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oscar mischte sich in das Gedränge, und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Casse geöffnet würde, gleich bereit zu seyn. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen, und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran, und überreichte ihm das verlorne Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oscar — für euere Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war n i c h t reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über die List seines Herzens ertappte; Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegen rief: Ihr seyd sehr schnell, junger Herr! — „Und Ihr noch schneller!“ erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren — Oscar sah ihn verwundert an . . . „doch“ — sagte er — „wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit!“ Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas

zu Gute gethan. Glaubt Ihr, Betteln sey leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer; aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einem reichen Lüstling, den ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine saure Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. N'oubliez-pas le garçon! flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte, und gab mir ein Goldstück. Ach das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oscar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — „Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, schlaft wohl!" — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt eu:r Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich.—„Ich sehe das Schild, sprach Oscar, aber nicht was Ihr im Schilde führt!" — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — „Weil Ihr alt und schwach seyd, darum fürchte ich Euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen." — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar sah sich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war.—„Sie haben es gut, armer Herr," sagte Oscar.— So, so! erwiederte der Bettler. Aber nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei — setzte er leise und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas.—„Wahrhaftig?" fragte Oscar lachend. „Ei, laßt mich doch von Euren Zauberkünsten Einiges sehen." — Ist es Euer Ernst, junger Herr? Wollt Ihr Beweise? Traut Ihr Euren Sinnen? „Nein!" rief der Jüngling mit Hast. „Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen, denn sie werden betrogen, sucht Euch einen Andern für Eure Gaukelkünste!" — Nun, nun, seyd nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. — „Ihr habt es gut vor, Alter!" sprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für Euch, und vielleicht reichen

sie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte schenkte ein. Oscar's Blicke waren festgebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein schönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oscar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wüthend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten. — „Graukopf, dein Wein ist gut!" Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern. — „Her damit, lustiger Krüppel!" — Geduld noch ein Weilchen, ich will Dir erst meine schönen Sachen zeigen.

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte sich ein krystallener Saal, der im Wiederschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher: an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar sah hin, und gewahrte einen Staar, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich, nimm mich! rief der Staar. „Alter!" sprach Oscar, „dieses Dreieck müßt Ihr mir geben." — Ihr seyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — „Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel." — Nein, Herr, wählt Euch, was Ihr wollt, nur dieses nicht. — Nimm mich, nimm mich! rief immer heiserer der Staar. Oscar streckte seine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner letzten Kraft sich sträubte. Nimm mich! nimm mich! kreischte der Staar. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und stieß ihn dem Alten in die Brust, der, ohne Laut, leblos zu Boden sank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar schneller und schneller. Oscar löste das Dreieck vom Bande, und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar sah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings;

Todesblässe bedeckte ihn, seine Knie schlotterten und brachen zusammen. Mörder! Mörder! heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Brust des Todten, und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm; aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floß von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab.— Oscar! sprach er lächelnd, deinen Sinnen wolltest du nicht trauen, doch deinem Herzen trautest du wohl? Edler Jüngling, du hast dich berauscht, du hast geraubt, du hast gemordet—glaubst du nun, daß ich zaubern kann? Oscar, von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. — „Vergieb mein Vater!" — Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missethäter. — „O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte!" — Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oscar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. — „Bann auch dieses weg!" flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstraus. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oscar, sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demuth das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die Andern; Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnlichen Menschen bin ich auch ein gewöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde, und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut, Oscar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert, und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm diese Pergamente, Oscar. W e i s h e i t steht auf dem einen geschrieben, R e i c h t h u m auf dem andern, M a c h t auf dem dritten. Eines darfst du wählen, die übrigen wirf von dir. — Oscar's luftzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor; und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der

gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von sich weg. Honestus drückte gerührt den Jüngling an seine Brust und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? sie führte die Hand. Ich vermag nicht besser zu seyn als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verschmähen . . . und Oscar warf die Krone weg. — „Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch." — Der Greis sprach streng und ernst zum Jüngling: wie, Oscar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du nichts wünschest? Ist Oscar allein auf dieser Erde? — der Jüngling erröthete. Und sie kamen alle herbei, die seinem Herzen theuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein anderer, und noch einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. — Was wählst du für Andere? fragte Honestus. — „O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach alle Menschen glücklich!" — Honestus lächelte. Was du begehrst, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar sank zu den Füßen des Greises, und hob flehend seine Hände auf. — „So mache sie tugendhaft, daß sie glücklich werden! Mache die Menschen alle gut, mache sie alle glücklich!" — Honestus erbleichte und sprach mit leiser bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht versagen, doch fordere es nicht! Sünde ist Fäulniß, und Fäulniß ist die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rausche seiner Menschenliebe, vernahm die Worte des Greises nicht. Er umklammerte seine Knie, und flehte unter heißen Thränen: „o mächtiger Vater, gieb den Menschen die Tugend, gieb ihnen das Glück." — Fordere es dreimal, Oscar! — Und

dreimal wiederholte der Jüngling seine Bitte. — Es sey! Bald schlägt die Stunde der Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd, und sprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf schallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still! mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiser Stimme, das ist der Geist der Schadenfreude, reiz' ihn nicht. Ueber diesen habe ich keine Gewalt. Komm' in's Freie, daß wir unser Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine stille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die letzte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düstere Gasse und sahen eine Leiter an ein Haus gelehnt, und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. „Läßt du es geschehen?" fragte Oscar; „vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer."— Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf. — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter: überall eindringend, alles sehend, nirgends sichtbar.— „Welche Stimmen sind es, die dort weinen, in jenem großen Gebäude?" — Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten.— Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib lag mit aufgelösten Haaren auf den Knien vor der Wiege ihres Kindes und küßte das schlummernde Kind, und weinte über ihm. Unter der Thüre stand ein Mann, der streckte erröthend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen.—„Wer sind diese, Honestus?"— Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab ist schnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten. Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt, und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung überall.—„Was ist geschehen?" fragte Oscar. —Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Lüderliche

und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit gescheucht. Und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgesendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer.—„Warum diese Stille, Honestus?“ Die Menschen haben keine falschen Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. — Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all' schon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — „Wer sind diese Unglücklichen, Honestus?“ — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Pallast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings, und sprach: vergieb mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne, und ein Weib stürzte kreischend durch die Menge, warf sich nieder, und rief: halte dein Schwert zurück, er ist unschuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte, und sprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.

Honestus und der erschütterte Oscar eilten aus dem Pallaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte sein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! sprach Honestus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe, suchte sie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war so jammervoll; doch sein Auge war trocken. Oscar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — „Wer ist dieser Jüngling, mein Vater?“ — Fort! fort! schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, und weine, Oscar, daß du ein Mensch geworden! — „O weile mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling?“ — Tritt näher, Oscar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurroth, und sie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab; einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war so fest und gut: wer aber ist dem Verführer zu fest

und zu gut? Die schlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold, und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinn, von Leichtsinn zur Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen. Diese Zunge, die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und stach. Da verrieth er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: räche mich! lispelte der Verurtheilte ihm ins Ohr. Der Teufel sah ihm hohnlächelnd nach, und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer .... ich räche dich! schrie er in Verzweiflung, und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden, und sucht ihn wieder. — Der blasse Jüngling sah jetzt starrer hinab in die Fluth. „Halt ihn zurück, Hornestus," rief der schaudernde Oscar; „es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter treten." — Oscar! sprach der Zauberer; hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Reue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen. — Oscar stürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. „So gieb ihm die Sünde zurück, und nimm ihm die Reue! Gieb den Menschen alle ihre Begierden wieder! Gieb ihnen ihre Laster zurück! Gieb allen Menschen alle ihre Sünden wieder!"

— Er erwachte ... sie hatten sie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Presse in Bayern.

(1819.)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sey; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. So bald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — so bald eine solche Gleichheit eingetreten ist; da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen, und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn abläugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maaße; es kann nicht jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende

Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß Jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig Vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, so bald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Versammlungen, und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt, und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreitet, ihnen lästig sind, machen es, wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Frucht-

loses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsar's Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte sein, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der, wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist, endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

G l e i c h f ö r m i g soll dieses Gesetz seyn, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe aus einander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Oestreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Bayern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Bayern wohl unterrichtet gewesen seyn müsse, von den schon im Stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß es in seine eigne Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile jeder, der sein Vaterland liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einathmen.

Das Bayerische Edikt über die Freiheit der Presse verläugnet standhaft

seinen eigenen Namen; denn von **Freiheit** ist darin nirgends, sondern überall nur von **Beschränkung** die Rede. Es ist, was in der Würtembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äußern dürfe, so daß es ganz der Willkür überlassen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten sey. Die für Bücher bewilligte Censurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Oestreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Censur zu unterwerfen hätten, „**wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen.**" Es ist so leicht, furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Censur von Erfolg seyn müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Censurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber, und Vorsteher der Lese-Institute bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allgemeinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine Censur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Censur unterworfen bleiben.

Wenn die Censur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach den Gesetzen strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die

Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sachen der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsvoller Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kommt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des Bayerischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Censur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklange stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Censur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, seine Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen: so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige Bayerische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landstädten veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Censur ausdrücklich entzogen worden. Das Bayerische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen

Sitzungen der Bayerischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem Bayerischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die Nämlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von Neuem hingegeben.

Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sachen der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsvoller Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kommt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des Bayerischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Censur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklange stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Censur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, seine Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen: so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige Bayerische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landstädten veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Censur ausdrücklich entzogen worden. Das Bayerische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen

Sitzungen der Bayerischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem Bayerischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die Nämlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von Neuem hingegeben.

XXIX.

Die Meneen.

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die Meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja, manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und die verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond, in einer getreuen Uebersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von Gruithuisen einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.“ Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind, und seyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt

zu seyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Erstaunen betrachtet; ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen; ich habe manches anders gesehen, als er. Indem ich daher ihm für seine vielen, wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen, oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.“ Die Europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größern, welche folgt, überboten und verdunkelt. Herr von G r u i t h u i s e n bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sey—denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt—so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte, mit der von Moses vorgetragenen Genesis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der U r s t a n d der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie

die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebnisse eines Niederschlags aus dem Aether seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herrn Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles ist belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn einflößt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir den Verstand vorstellen, wir sind der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbstständiges Wesen sey: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er

glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde, die von dieser assimilirt und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brod, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sey ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben, essen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sey offen gewesen, und sie sehe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen, sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnene Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht blos solche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben, fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, als

sie aussehe. Nicht blos die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt seyn gerade in die Versenkungsstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neuholland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgsknochen, auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länder-Regen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Catastrophe selbst den Tod gefunden?“ Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; alles, was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen! Eben jetzt wird dieser Minister, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer aufs heftigste bestritten; alles wird hervorgesucht, diese Maaßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach, die Unglücklichen! Sie haben kein Vater l a n d, sie haben nur ein Vater w a s s e r. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist alles, was wir gewonnen, nach so vielen, vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsenen aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Giebt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Wallfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber, guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Wehmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet, nicht auch bewiesen; hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen.

Aber nein, er beweist, daß wir einst Seethiere gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menschen, und vieler Thiere, zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die oumische Urflüssigkeit hin. Meerthiere sind in Landthiere verwandelt worden. Menschen und Thiere baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?“ ... Mit dem Salze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anders übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären, wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fisch-Appetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt ja der Mensch nicht blos Fische, er ißt noch gar mancherlei gern. Der Mensch steckt, wie ein Kind, alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber, als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es giebt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete

Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich" — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beistimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, aber es war nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt; es fragt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mittheilen, wie e r sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese öffnen nämlich nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie seyn soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren, verborgene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten, fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen seyn, damit er so beschaffen sey, wie wir glauben, daß er beschaffen sey? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie sey aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß Keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sey es dem Herrn von Gruithuisen, mit allem was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt: „Was konnten nach den Naturgesetzen auf dem Monde für Ereignisse statt gefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?" Als Antwort auf diese Frage, erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit dem Grandiosen beschäftigen. —

W' man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen Kos-

mischen Stiften gebildete Mosaik, und die Menschen ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Colonisten herabgefallen sind, oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das Böhmische, nicht blos mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit, so daß sie nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der älteren deutschen Geschichte viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hierher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden, auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder Negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr, als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylon's, dieser „kleinen, in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuisen: „dieses Beispiel giebt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger

relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das eine oder das andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine relativ schiefe Stellung erhalten .... doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern, und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden sein, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzen, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele." Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise. Leser, die natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sie sich den Mond und die Erde anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesetzt ist? nur mit dem Unterschiede: daß während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freien Augen sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwiesenen—nicht von mir dem Uebersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen—Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele

Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu seyn scheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger, wie wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet, und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Censur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseaus grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrection der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mann-

heimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und wie viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht seyn müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht; er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuersystem eine Hunger-Kur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt—er weiß dieses Alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu censiren.

Wie haben es die Meneen, angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutigen Tages zu seyn." Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Dezimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jacobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs Carl des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Conversationslexicons, empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß, „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern, zur heißen Tageszeit, von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden." Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Päßen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Päße brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur, und gehört zum Aggregationssystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Päße der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Ober-Regierung die Päße fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde von solchen Päßen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer seyn, daß dieses

zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen, auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;" auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architecten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerspricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben.

Sind die Meneen Menschen? fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen, wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist." Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen seyn. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere giebt es ja gar nicht auf der Erde, das garstige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite giebt es sehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind; wie Vögel, die Fische, die Insekten, und andere, die man in Raff's Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden; zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und

zweifüßig zu seyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seyen, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist." Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit streitet, die, auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße, und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst regulaire Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt." Auch die Gültigkeit dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf dem Meilenzeiger lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriegen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandeskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stünde." Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz, die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woraus und woran erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Cultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft." Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von

Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und giebt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Consequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Consequenzen und von den Consequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes, ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788—96 entstanden seyn. Solche regelmäßige, 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was konnte der Zweck der Menen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandescultur schließen lassen. Entweder die Menen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist."

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. July 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige, von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden

haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geschah auch, wie bei uns, nach Untergang der Sonne."

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen, als ein ehrlicher Mann, überall seine Meinung frei heraussagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene Erklärungsart zum Voraus verdammt, und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen, scheint mir ein Leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegen einander stehen, bliebe ihnen freilich nichts anders übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich mit einander unterhalten wollten: aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien mit Feuertinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, gar nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei, viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, blos um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen seyn, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten? Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie!

Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzulässig, als obige Erklärung der 20 Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müssen sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale, einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhardschen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der Amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die 13 Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September, und die Illumination fand schon am 25. July statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter vom Jahre 1788 an bemerkte, ward zur Feier der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst, und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes obenbesprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den

Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern giebt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde gebracht haben." Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Sterne mag wohl Fitzlipuzli, ein Gott der Südsee-Insulaner, herabgepurzelt seyn? Doch dieses zu untersuchen, ist jetzt nicht Zeit: es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

4. „Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?" — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menschen organisirt sey. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „ausgemacht" ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen" — nach dem Allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß sie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. „Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;" — sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu

kömmen! ... Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleineren Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organischen Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dortherum neu bilden." Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „... auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die jetzt noch deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!" Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution, und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült, oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flötzgebirge als Actenstücke niedergelegt, oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?" weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das mittelländische, das mexicanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundainseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen,

indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten. . . . Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer seyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die Klügern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden... Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte, aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?); denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen. . . . Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in den größern und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen: Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel, rafft tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn,

bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung. . . . „Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten."

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft vorauszusehen und sie sich selbst zu deuten.

XXX.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit n e h m e n müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroyirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben, und daher nicht die Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin: die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Brieföffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medizinische Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig geb[illegible] Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also

ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sey. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte, und es mir verdrießlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind, und es Ihnen also weniger Freude als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedieß, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben seyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversations-Blatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, Ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen! . . Einige Wochen später aber fiel mir bei: daß, wenn in dem Pakete Klübers

Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch, bei seiner Ankunft, für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, werthester Herr, (und das ist meines Anliegens anderer Theil) beschrieben sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie Folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch geschah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer—leider ein Deutscher—trieb es so weit, daß er ein paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Partie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karte wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern—und das von Rechtswegen." — Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistparthie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urtheil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber ist gar nichts zu sagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Parthie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava" eine Partie Piket zu spielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben, und wäre dabei so in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte:

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich

an deiner Aussprache höre, ein Würtemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopf und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran, ich kauf' mir eine andere; es giebt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen, im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Cassinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beim Frühstücke mit deinem Weibchen, und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich selbst werfe jetzt die Karte in die Gluth, aber mit Freiheit, nicht wie du, aus Kriecherei. Gieb mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Asche meines Zornes."

XXXI.

Vorrede zu dem Buche: „die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen, u. s. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach 1823."

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung, zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Gelderträge derselben den Armen seines Wohnortes beizustehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm seit zweitausend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel seyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint jeder, unansehnlicher Gestalt, der, für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unsern heißen Tagen ist die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch selten mehr spricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und bestreben uns nicht und verstehen es nicht, sie zur schönern Kunst zu erheben. Das beweinenswürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweiße seines Angesichts, und spielend schlecht, statt daß den glücklichern Menschen einer bessern Zeit die Tugend eine festliche Freude war, und das Laster der Wochentage sauere Mühe. Der Eigennutz ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohlthätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist, als die. Wohlthaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber, wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Noth aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der Mitfreude ist uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergessen, daß man Brod

nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordische Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen und sorgen dafür, daß jedes sieche Daseyn gefüttert und gefristet werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine geistige Freude habe, worin es seine trockne Kruste tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur ist in unsern Tagen, wer courfähig oder spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen, doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hofluft zu verzehren. So gemein prosaisch wird das Wohlthun betrieben, daß man barmherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben Ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien, und nahmen Sich den Ernst und die saure Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrod. Einem Handwerksmanne des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibatzengallerie unserer Theater, müßte zu Muthe seyn, wie einem Flibustier, der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Mayn zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Vespasians neunzigtausend Zuschauer unentgeldlich gesessen, und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientalischen Majestät requirirte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unserer schönern Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesetzt sind, und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Christenthum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet so weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter sitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Alterthums nicht glücklicher, als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkszeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Noth Rath und Beistand finden? Nichts wird ihnen als ein todter Heller, der keine Früchte trägt und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maaß und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müsse der Andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Casino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei seyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu seyn, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht und das Glück erwartet, geht dieses auf der andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet

sen und nie verdurste; doch diese angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums erachtet, das ist die Quelle der Armuth: die Theilung der Arbeit. Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht, daß darum auch jeder Gewinnst von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menschen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden seyn, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es seyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen unter einander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge unter einander geordnet, und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber sieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt, und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen und über die Gränze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als

Das Christenthum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet so weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter sitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Alterthums nicht glücklicher, als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkszeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Noth Rath und Beistand finden? Nichts wird ihnen als ein todter Heller, der keine Früchte trägt und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maaß und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müsse der Andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Casino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei seyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu seyn, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht und das Glück erwartet, geht dieses auf der andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet

sey und nie verdurste; doch diese angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums erachtet, das ist die Quelle der Armuth: die Theilung der Arbeit. Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht, daß darum auch jeder Gewinnst von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menschen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden seyn, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es seyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen unter einander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge unter einander geordnet, und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie man jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber sieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt, und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen und über die Gränze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als

jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längeren Prüfungen zugestanden, als man sonst zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrener, ist ihnen jede Erscheinung fremd, und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannigfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so Vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kommt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen zu den Juden — hinabsteige, wie Ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sey keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe

mag jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist ein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, [illegible] Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben kön-

nen, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die Hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sehen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen) schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute

verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können; sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, einen unisonen und uniformen Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse; dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen,

um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand der Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern, daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reinen Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte, zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte, zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte, Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn; es ist schwer, ja unmöglich, keine Satyre zu schreiben!

Zensur! — das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt

wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegensetzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel in's Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen. . . . Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die in's Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie

g jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler lten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen eden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist ein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben kön-

nen, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sehen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur *einen* Hals zu sehen) schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in *Ein* Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute

mag jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist ein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben kön-

nen, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die Hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sehen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen) schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute

verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können; sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, einen unisonen und uniformen Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse; dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen,

um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können; sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, einen unisonen und uniformen Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse; dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen,

um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längeren Prüfungen zugestanden, als man sonst zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrener, ist ihnen jede Erscheinung fremd, und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannigfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so Vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kommt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen zu den Juden — hinabsteige, wie Ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sey keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe

mag jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist ein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunklen, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben kön-

nen, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sehen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen) schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute

verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeiblich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können; sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, einen unisonen und uniformen Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse; dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen,

um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand der Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern, daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reinen Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte, zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte, zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte, Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn; *es ist schwer, ja unmöglich, keine Satyre zu schreiben!*

Zensur! — das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt

wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegensetzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel in's Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen. . . . Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die in's Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie

jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längeren Prüfungen zugestanden, als man sonst zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrener, ist ihnen jede Erscheinung fremd, und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannigfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so Vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kommt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen zu den Juden — hinabsteige, wie Ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sey keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe

mag jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist ein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben kön-

nen, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sehen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen) schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute

verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch *sie* allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeiblich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche *Schwäche*.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können; sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, einen unisonen und uniformen Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse; dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen,

um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand der Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern, daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reinen Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte, zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte, zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte, Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn; es ist schwer, ja unmöglich, keine Satyre zu schreiben!

Zensur! — das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt

wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegensetzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel in's Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen. . . . Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die in's Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie

mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu seyn, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestände die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungszensur mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte, von denen die meisten Preßfreiheit, manche Zensurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden, unabhängigen republikanischen Staate nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimüthige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oesterreich hat zwar eine sehr beschränkte Preßfreiheit und eine strenge Zensur; allein es ist nicht sein Vortheil, diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat, und mündig geworden ist. Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, eben so unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es giebt keine Stelle neben oder über ihr; man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oesterreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist, als Niederlage. Seinen starken Einfluß, den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen; dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprincip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die Preußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das Deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.

Von der Bayerischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus Bayerischen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Zensur: also von dieser Seite kann nie ein Reklamations-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist eben so wenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England, werden sich wohl nie herablassen über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst, die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht, und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des Deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich seyn werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Aristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten, sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Oeffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, seyn kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle

Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton, dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentirten Staaten oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stände ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit all seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbstständigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftige stolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auferstehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volkes entgegensetzte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Forderung an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Constitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer seyn könne, als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen, wie viel bei der Zensur, wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zensor, und wie viel der Behörde zuzuschreiben sey, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Zensur verfahren sey, wird man aus Nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Preßfreiheit, daß sie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen sprechen, in einem solchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte. Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Sprache versteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Bayern, soviel in München selbst, über Frankreich so viel in Paris, über Würtemberg, so viel in Stuttgart, zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß?! Die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, waren aus Deutschen, schon einmal zensirten, Blättern entnommen. Da die Deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Zensur stehen, so giebt es nichts Spaßhafteres, als dieses vielfache Destilliren eines Artikels, und wie solcher, bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Zensurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten, um nichts als das lymphatische Wasser übrig zu behalten.

Wo die Zensur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut sie was ihr obliegt, und man weiß woran man ist; aber das Recht zu begnadigen sollte sie nicht haben, dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit giebt nach Willkür zu verfahren, und zu tödten oder leben zu lassen wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht hat die hiesige Zensur zuweilen, und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich, manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimiren, woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müsse

angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatsachen die Rede gewesen sey, wo die Zensur, wenn die Thatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht, nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern Meinungen, Ansichten betraf es. Waren sie aus einer andern Zeitung genommen, ließ sie der Zensor stehen, erschienen sie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersetzt, dann wurden sie gestrichen. Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geistesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verstattet seyn? Der Zensor hat mich mit seiner Vorschrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung gesetzt. Wer gab mir Wünschelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zensurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Zensor etwas gespenstisch aussah, so schrieb er vor: gute Deutsche Quelle oder d. (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute? . . . Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen, die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die losesten Zensurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch Jeden in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Grenze, 22. Dez., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

> „Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der, bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seyenden Verschwörung nur dazu benutzt worden sey, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena

verzweigt seyn sollte, wahrscheinlich zu machen, und dieß ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im Königreich Bayern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl Viele Jene wünschenswerther finden. Was lag in diesem Artikel Gefährliches, was im geringsten das zu einer Beschwerde Anlaß hätte geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar, war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas bestimmt „und nachdrücklich" zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fordern, gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Aengstlichkeit? So viel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zensur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist, und seyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leser, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen, wovon hier die Rede seyn wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigene Art aus und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen, auf welche Art die Zensur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgesetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dieß in vielen Pariser Zeitschriften mit weit stärkeren Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Zensur das Todesurtheil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen

könne, daß er eine gute deutsche Zeitung zur Mutter habe. Nun, sagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Zensur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich spaßhaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten deutschen Zeitung gestanden habe, und als gut wären anzusehen: der Oestreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüthen. Darum alles vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessenkassel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weise am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen seyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen, und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgesetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correspondent nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundes-Versammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fort-

gesetzt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre."

Gestrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten sein soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil, es giebt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Aeußerungen bestraft worden sind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Zensur ist, welche Willkür dabei herrscht, und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkür geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag; weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige zu beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen sie, sey bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in streitigen Sachen der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht eben so ernst und nach den Gesetzen Recht spricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt Jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungscommandant und Grandmaitre, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach

seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, lustige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzeter und gescheidter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!"

Diesen Artikel .... hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei bemerkt: „Passirt ohne Anstand." Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sey darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben, und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze, und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört, als diese Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zensur ein Amt sey, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich seyn, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, welcher doch Jeder Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen, Grunde überhaupt, sey er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden, von der Zensur die Aufnahme verweigert?

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 17. Januar wurden von einem der Allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutschland, 7. Januar, die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

„Wir eben so wenig, wie die Franzosen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — sofern wir sie noch nicht haben — vorenthalten lassen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre, auf der einen

Seite—Feudalität, Intoleranz, Finsterniß religiöser und aristokratischer Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und gesetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volks frühzeitig gebannt wird."

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volks, sind das Schreckbilder, welche die Zensur einer freien Stadt bannen soll?

In dem nämlichen Blatte, ward in dem Artikel Stuttgart, 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erscheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville „nach der Gunst der Staatsregierer, als nach dem Höchsten zu trachten," und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern 2c. oder gar mit Mätressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie wahr es ist, was Lessing irgend Einen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren." Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmätressen giebt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die alles zerstörende Beamtenwillkür, die sich auf der Wachtparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernsten Treffen gewandt und fertig da zu stehen. Da ist der unselige alles verwirrende Geist der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungs-That mit dem guten Willen beschönigt. In so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sey in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als sey es nicht eben so verdammlich, wenn ein Beamter, der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt sich in den Weg stellt!

In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Postamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: „Im Irrenhause wird Niemand in den Sack gesteckt, oder ihm der Mund gestopft, völlige Rede- und Gewissensfreiheit herrschet da. Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste.“ O, trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden!

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand verlieren, um dem Herrn Zensor sagen zu dürfen, was ich von seiner Zensur denke; aber dann freilich fände ich wahrscheinlich nichts zu sagen, sondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischer Weise, von dem verdorbenen, verstockten und verdammten Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Herr Zensor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris selbst, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird; sonst hätte er wohl dem Einwohner einer Deutschen freien Stadt diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Herr Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instructionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden, für Pariser Journale, nicht scheuen und den Zensor verpflichten, sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der Allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultras spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„... es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen, verbreitet werden sollen. Die Völker wollen sie nicht,

aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt."

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Zensur wacht für sie; fielen auch dieser einst die Augenlieder zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob das Verfahren der Zensur in der Willkür, Laune und in den eigenthümlichen Ansichten des Zensors gegründet sey, oder ob derselbe nach Vorschriften der oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male bei dem Vorgesetzten des Zensors Abhülfe gegen die Bestimmungen des Letztern zu erhalten, und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zensur gestrichen hatte, freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnöthig, ungesetzlich war, und daß der Zensor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremale, da ich ihm eben diese Bemerkung machte: Der Herr Zensor habe nicht gewagt, diesen oder jenen Artikel auf sich zu nehmen. Allein ist denn, um des Himmels willen, der Staat der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu seyn, das, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht, und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors und von seiner, daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das britische Parlament wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für seinen ehemaligen, unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instructionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden seyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem

Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dieß hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector, dessen Verfahren nicht zu billigen, und schrieb auf das Zensurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen." Die durchstrichenen Zeilen lauteten also:

> . . . „so sehr man auch einen großen Theil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbe Galiani aufgenommen:

> „Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Pabst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er alles machen, was er will."

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicher Weise, da wir in Frankfurt weder einen Pabst noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizmeister, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zensors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich, und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

> „Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt." . . . .
>
> „Am nämlichen Abend kamen 5 Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf, und sagte: M e i n V a t e r, i c h b i n P r o t e s t a n t, e r b a r m t E u c h m e i n e r u n d m a c h t m i c h z u m K a t h o l i k e n. . . . M a n s e g n e t e 47 E h e n e i n."

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppositionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Uebertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deshalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung lächerlich übertrieben sey; auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaction des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverlässigen Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeschickt. Es ist höchst wunderbar, daß, während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Waare lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Waare tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach." Aber schwach, wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende Minerve Française und den Conservateur zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht, und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zensur schreiben wollen, und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sey schwach, bei welchem ge-

linden Ausdrucke die Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich seyn wollen, und eine Anstellung suchen!

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werther's parodirt. Man sieht, daß die Franzosen um 40 Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodiren finden."

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein indem der Zensor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannoverische Bundes-Gesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studirenden zu Göttingen an die andern Herren Gesandten vertheilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen."

Gestrichen. Der Isis-Schleier der Bundesversammlung wäre durch durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 2. Februar, hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen."

Der Zensor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden zu fragen, warum? Wer kann das errathen! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Zensur nur nach Anwandelungen verfährt; denn, enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Zensor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen. Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen, und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder, und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte, und mit verdienter Zierlichkeit."

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Desert aufgetischt. Es besteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstage, dem zweiten Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen nothwendig binnen fünf Minuten, als so viel Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen seyn kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehrere Beständigkeit der Staatsrelationen hätte hoffen lassen."

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte Champ d'Asile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der, zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge, zu Paris eröffneten Subscription, durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen seyn, da ja ihr Diensteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwieder war, und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Januar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin mir, bei Strafe, alles Punktiren untersagt wurde. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang auf-

zuerlegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll: ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum
bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt,
Mittwochs, den 20. Januar 1819.

„Von Seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Censur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Censur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon Anzeige zu machen, um weitere Resolutionen darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

4) Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst, ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Advertissements, welche schon die Zensur passirt sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in den andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaction ist verbunden, zu dem Ende einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf trat auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des Deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenen Artikel, überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der . . . Zensur erzählen. Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären, und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu [illegible] dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich

zum Gesetz gemacht, alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den andern Kabinetten der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten, und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken, bis sie im Moniteur gestanden. So seyen heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, allein ein solches Faktum durften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden, und die Zensur es deswegen nicht durchlasse."

„Der Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären."

„Im Juni 1817 strich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen."

„Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preußischen Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen."

„In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann auf's neue abdrucken ließ, und die gestrichenen Stellen mit Cursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des Herrmann), obgleich ein preußischer Unterthan, hatte also mehr politischen Muth...... Der Artikel betraf nämlich Preußen."

„Die Ursache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residiren, nicht gehörig lesen, und auf alle Kontrebande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich, ad audiendum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen."

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien, und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen.“

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt, und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniß der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß, besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zensur wieder einige den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugthuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichts-Protokolle ergiebt:

„Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieser Zeitung unter der Aufschrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf die durch die Zensur entstandenen Lücken aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beschluß sub membr. 4 verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. „Wegen Mangel an Stoff habe er sich genöthigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiederliefen.

„Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

„In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von zehn Reichsthaler und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819."

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungszensur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen ihre Herstammung vergessen zu machen, und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß, das, was ihr das Recht versagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe, und die das oben ausgesprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als gar zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, so geschiehts, weil ich erst, verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beschwerde am geeigneten Platze vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier auf einen einzelnen Fall.

„Die Zensur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, seit dem ersten Tage ihres Erscheinens, ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts Beständiges als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien, und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt, und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniß der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß, besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zensur wieder einige den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugthuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichts-Protokolle ergiebt:

„Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieser Zeitung unter der Aufschrift „Bremen" enthaltenen Artikel, welcher zum Theil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf die durch die Zensur entstandenen Lücken aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beschluß sub membr. 4 verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. „Wegen Mangel an Stoff habe er sich genöthigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiederliefen.

„Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

„In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von zehn Reichsthaler und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819."

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungszensur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen ihre Herstammung vergessen zu machen, und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß, das, was ihr das Recht versagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe, und die das oben ausgesprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als gar zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, so geschiehts, weil ich erst, verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beschwerde am geeigneten Platze vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier auf einen einzelnen Fall.

„Die Zensur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, seit dem ersten Tage ihres Erscheinens, ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts Beständiges als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur

wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja, es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Aengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewundernswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Uebermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zensur die Druckerlaubniß untersagt wurde.

„Das zensirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der sie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher, als ganz durchstrichene Artikel, sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verletzt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Styls sich anzumaßen.

„Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Zensur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich d e n, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie versagt war.

„Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken todt, und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensirten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

„Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind, und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende, verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie setzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte und man kann unsere studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreaus auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk seyn sollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde." Ohnfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden, wie ist es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgend durch eine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übrig geblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt; ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zensur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen" und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes" keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entstand, füllte ich sie mit Avertissements, „welche schon die Zensur passirt hatten," aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den Geist derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtsloses Vergehen Statt fände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd meine Entschuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könnte, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der [illegible]schen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dieß war am 16. Februar geschehen.

„Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Assessor *** geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr, heißt es am Schlusse: „Herr Doktor Börne wurde „hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich „die Vorschrift enthalte: Avertissements nur an das Ende des Blattes zu „setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten."

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide 14 Tage, also wenigstens 4 Bescheidtage, vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen." — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses lies't? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten, und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen — husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen, und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten." Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgiebt, schon in 4 Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

„Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes, nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten Konvenienz, im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle, ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht, in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen welt=

geschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere jetzigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator * * *, an den ich mich, noch Abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es, und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung, den Artikel passiren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als, indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem der sie kennt, erklärlich seyn, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines schlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgend durch eine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übrig geblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt; ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zensur veranlaßten Lücken „*nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen*" und nach Nr. 5. „*am Ende des Blattes*" keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber *in der Mitte* eine große Lücke entstand, *füllte ich sie mit Avertissements*, „*welche schon die Zensur passirt hatten*," aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den *Geist* derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtsloses Vergehen Statt fände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd meine Entschuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könnte, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der Napoleon'schen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dieß war am 16. Februar geschehen.

„Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Assessor *** geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr, heißt es am Schlusse: „Herr Doktor Börne wurde „hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich „die Vorschrift enthalte: Avertissements nur an das Ende des Blattes zu „setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.“

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide 14 Tage, also wenigstens 4 Bescheidtage, vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja, es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Aengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewundernswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Uebermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zensur die Druckerlaubniß untersagt wurde.

„Das zensirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der sie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher, als ganz durchstrichene Artikel sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verletzt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Styls sich anzumaßen.

„Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Zensur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie versagt war.

„Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken todt, und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensirten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

„Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind, und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende, verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie setzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere S i e b e n kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte und man kann unsere studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreaus auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk seyn sollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Uebertretung „u n f e h l b a r e A h n d u n g nach sich ziehen werde.“ Ohnfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden, wie ist es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgend durch eine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übrig geblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt; ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zensur veranlaßten Lücken „*nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen*" und nach Nr. 5. „*am Ende des Blattes*" keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber *in der Mitte* eine große Lücke entstand, *füllte ich sie mit Avertissements*, „*welche schon die Zensur passirt hatten*," aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den *Geist* derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtsloses Vergehen Statt fände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd meine Entschuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könnte, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der Napoleonischen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dieß war am 16. Februar geschehen.

„Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Assessor *** geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr, heißt es am Schlusse: „Herr Doktor Börne wurde „hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich „die Vorschrift enthalte: Avertissements nur an das Ende des Blattes zu „setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten."

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide 14 Tage, also wenigstens 4 Bescheidtage, vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.“ — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses lies't? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten, und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen — husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen, und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten.“ Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgiebt, schon in 4 Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

„Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes, nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten Konvenienz, im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle, ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht, in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen welt-

geschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere jetzigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator * * *, an den ich mich, noch Abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es, und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung, den Artikel passiren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als, indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem der sie kennt, erklärlich seyn, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines schlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.“ — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses lies't? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten, und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen — husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen, und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten.“ Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgiebt, schon in 4 Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

„Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes, nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten Konvenienz, im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle, ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht, in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen welt-

geschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere jetzigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator * * *, an den ich mich, noch Abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es, und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung, den Artikel passiren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als, indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem der sie kennt, erklärlich seyn, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines schlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sey, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede . . . bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, . . . ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf den Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beyspiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch seyn müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur

haucht. Was ich nur immer dunkel geahnt hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thierischen Triebes, wurde mir klar, durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich bis sich das Orchester versammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht blos zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert: er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eß-Instruments ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses Alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitien und gymnastische Uebungen mit ihnen anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchem das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, das die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sey, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe; sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit, vor so vielen Gästen zu erscheinen ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu, und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre—setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompot als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehreren europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter, seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeisen war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Puding-Portion verzehrt (denn er theilte seine Speise-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehrern schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Desert noch einmal Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch .... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht.... Einen Prachthecht von seltener Größe, nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur g e w ö h n l i c h viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser

Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Aber ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe, die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution um so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hangen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hiervon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Mann ließ sich nichts andres erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens

herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Servietten zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art praktizirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sey eine Frau eine noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die „Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — „unter ihrem Verstande." Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größeren Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen, und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen Beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus Einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan,

des Sauerkrauts wegen, die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: es gehöre „zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes" — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen: denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrießlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhundert keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waise! . . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . . Garteninspector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes, blödes Vieh! . . ." Die letzteren Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr von Lieberchen gerieth außer sich vor Zorn, sprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen,

der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?" — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, fing er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sey freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekäme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause käme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sey, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde Keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, der Fremde sey ein gefährlicher Mensch, und er solle Acht geben auf Alles, was er spreche und thue, und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich seyn.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen; wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein

herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Servietten zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art praktizirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sey eine Frau eine noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die „Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — „unter ihrem Verstande." Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größeren Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen, und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen Beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus Einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan,

des Sauerkrauts wegen, die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: es gehöre „zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes" — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen: denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrießlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhundert keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waise! . . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . . Garteninspector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes, blödes Vieh! . . ." Die letzteren Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr von Lieberchen gerieth außer sich vor Zorn, sprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen,

der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sey freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekäme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause käme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sey, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde Keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, der Fremde sey ein gefährlicher Mensch, und er solle Acht geben auf Alles, was er spreche und thue, und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich seyn.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen; wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein

Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem andern Falle, gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist, sie nachzuahmen; aber nachahmen muß er sie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage schliefe, ich wäre viel zu ästhetisch, daß ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schriebe sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mittheilen; nicht so, wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Dinte übergetragen. Leser, die mich nicht kennen, und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxicologie annimmt, daß die literarische Substanz, gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften, nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Zensur nicht; denn ich wäre im Stande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Zensor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hinterlist theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Aber der erste Gedanke, den ich hatte, war der: Daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen; der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miszellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Collectaneen, Witzspiele, Potpourri, Aus Leben, Kunst und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenspäne, Lesefrüchte, eingemachte Lesefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoscop, Fragmente, Myriomorphoscop, Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Mosaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenspiele, Glossen, Blüthchen und Blätter aus

dürrem Holze und frischem Reis, Arabesken; Erlesenes, rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind schon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geschmückt mit fremden Verdiensten erscheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nöthige Ruhe, und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrießlich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diodor lesen, daß, wenn auf der Insel Corsica die Weiber niederkommen, sich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Constitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir so Vieles verlieren und sie so wenig gewinnen, daß sie uns mehr Brod nehmen, als sie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß sie unsere schönsten, theuersten Güter zerstören, nur daß wir nicht froh werden; daß sie uns den Frühling mit seiner Lust, den Sommer mit seinem vollen warmen Leben, den Herbst mit seinen Früchten rauben und durch bösen Zauber den Winter ewig bannen, und dies alles nur, eines eitlen Balles, einer Schlittenfahrt willen — das schmerzt zu tief, das empört den Friedlichsten, das macht uns unversöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis Du sie gewinnst, und ergiebt sie sich endlich, seyd Ihr Beide alt geworden, und Ihr könnt Euch nicht mehr brauchen.

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken, einen Foliomenschen, man muß steigen, eine Duodez-Seele zu fassen. Die deutschen Oberen sind schön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren sind auch gebunden, aber wie die Schweine, und haben kein Ansehen.

Das Geheimniß jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß Andere noch feiger sind, als wir.

Der Deutsche liebt bescheidenes Rechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken durch Rede und Schrift, anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweisen. Denn mäßigt Euch, wie Ihr wollt, der deutsche Leser mäßigt noch Euere Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen; man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, sie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.

Armuth ist eine Sandbank, Reichthum ein Felsen im Meere des Lebens. Die Glücklichen schiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben ist ein Strom, und der Schlaf ein jenseitiges Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu spät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassirer eines Bankiers: er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum giebt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär' er Gott.“ — So spricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath, und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten, und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird Royalismus genannt, und Priesterherrschaft Theokratie, und wer die Bettdecke von der schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man ei[illegible]örer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hat keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt nahte der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, das sey doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so klug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlorenen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes, und am folgenden Tage kommt er doch wieder, und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: le jeu est fait messieurs! so achten das die Wenigsten, erst wenn sie hören: rien ne va plus! bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische, und man giebt ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik; weiter haben sie es noch nicht gebracht, und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größern Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht, und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher, aber wie schützt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht, was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die Andern fragen gar nicht darnach und sind ganz verblüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch' ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen, und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht, statt in Essig, welches ganz dieselben Dienste geleistet, man ließ sie sich vielleicht schon gefallen. Aber gut, daß sie dumm waren, und daß schon früher der Geschmack zurückweist, was später das Urtheil verwirft.

Die meisten Menschen sind unzufrieden, weil die wenigsten wissen, daß der Abstand zwischen Eins und Nichts größer ist, als der zwischen eins und tausend.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Unsere heutigen Staatsmänner, die so seltsame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das schöne unsterbliche Leben; die Alten zählt man und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl—aber auch glücklich seyn? Bist Du glücklich, wenn Du Dein Glück gemacht? Das ist zu unterscheiden. Ueberlege. Kannst Du nicht gut seyn, sündige — noch im Hohlspiegel der Sünde erscheint der Zug Gotterschaffenen Geschlechts — doch sündige für Deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verschwelge Deine Tage, spiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth erstaunen. Ergebe Dich dem Teufel, daß er Dir zugleich Sättigung und Unersättlichkeit der Sinne gewähre, daß er Dir die Quelle öffne, die den unauslöschlichen Durst des Wissens stillt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geister und führe sie an, erstürme das Heiligthum frommer Gesetze; werde ein Straßenräuber, wenn Du arm bist; bestehle Dein geiziges Schicksal, deine Mutter, die Natur, wenn sie mit Affenliebe Deinen schlechten Bruder umschlingt, und Dich verstößt. Gebrauche Deine Kräfte, mißbrauche, vergeude sie—Gott ist ein barmherziger

und ein reicher Vater, kehrst Du reuig zurück, vielleicht verzeiht er Dir und stattet Dich von neuem aus. Aber gebrauche Deine Kraft, verschmähe, zerstöre sie nicht, Deine und andere. Sei kein Lohnmörder, kein schnöder Giftmischer. Wie! Du schlägst einen Gedanken nieder, um so viel Thaler, mordest Deine eigene Empfindung, die schöne Geburt der schönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthst den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf silberner Schüssel, um einen goldgestickten Rock, um eine Achtel-Elle seidenen Bandes, das Du beim Krämer könntest um zwei Groschen kaufen? Du bist ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, Du bist ein Hund. Und was gewinnst Du? Zeige mir den Bettler, der sich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürstenhut auf dem Kopfe eines verrätherischen Schurken. Und Du taumelst nicht im Uebermaße edlen Weins, und wankst und fällst, und verwundest Dich, und gehst weiter, ruhig und singend Deinen Weg — Du bist vergiftet und weißt, daß Du es bist; Du stammelst, wenn eine offene Frage Dich überrascht; Du möchtest Dein Herz bändigen und vermagst es nicht; Du athmest schwer; Du erblassest, wenn das klare Auge eines fleckenlosen Menschen Dir Dein verzerrtes Bild zurückstrahlt; Du hast Gott verlassen und fürchtest den Teufel; Du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunstrednerei — daher das stille natürliche Sprechen in unsern guten deutschen Musterromanen, wo der Held furchtsam ist und die Welt eine Bestie — und ich hätte gewiß das ganze Gasthaus zusammendeclamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöse meiner Consonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausschweifungen Einhalt gethan. Er sprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt sich der Narr wieder? Nein, antwortete ich sanft, ich war's. Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte Dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe so etwas — und Du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich, ich dankte Dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich Dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander seyn. Ich gestehe es Dir frei, daß mir selbst der Hofrath aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist; denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf, oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn gesäugt, wie uns auch; aber sein rothes Blut ist

kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen sie her, wer ihnen lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld—mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe, und schaffen sich einen Nebenbuhler auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein: Jammer und den grausesten Schlachten sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß, um glücklich zu leben, man sein Leben als einen Roman betrachten müsse. Sehe Deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie Dich weniger; dann haben selbst die Thränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag, die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, sah ich vor mir, aus dem Gasthofe kommend, eine lange hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Willer, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eselsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte etwas; aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen waren wie Essig und Oel immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet: „Ich bin ein Plattdeutscher“, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langles in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sey, hörte ich ihn antworten: Je suis

du pays des philistins, und der artige Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gießkanne erfrischte — die Polizei . . . war zu blöde, darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen, frischen Tage, in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von andern Dingen, und unter hundert Fragen ohne Antwort kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurück gehen, die Börse ist schon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und sie hielten, wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen, sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch' ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch' ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Rede begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die lang ersehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten sie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn diese Erlaubniß zuweilen versagt?“ — Gesetz ist, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer Bethlehemitischer Kindermord.“ — Nicht doch? Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Giebt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein Aegyptischer Pharao auch den staatswirthschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christenthum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Christenthum? Seyd Ihr Menschen, seyd Ihr Christen?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger im Vauxhall belustigen, alle Stunden für diese Stadt das Schicksal von Sodom und Gomorha fürchten, und welche die katholische Kirche mit

der Babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet, an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten; weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — „Und das Recht, die Menschlichkeit?" — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich ächte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?" —„Ihre Metalliques und Bankactien werfen ihnen fünf Prozent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch." — Wie der Herr so der Diener — sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet... Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf und noch viele andere Juden, fanden sich mit im Schwane ein, sie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Diese edlen Gäste lieben das Solperfleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das versäumte Schweinefleisch für ihre frommen Voreltern mit — ein schöner Zug kindlicher Liebe!

„Ich freue mich sehr auf das Essen, das war ein langer Vormittag!" Ich setzte mich zu Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, Beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaften studirt, und sich zum geschickten Polizei-Künstler ausgebildet. In weniger, als einer Stunde, hatte er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen, wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten; denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der Legationsrath von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller schienen sich zu kennen, und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. „Der Teufel soll ihn holen!" — murmelte er mir in's Ohr, und setzte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, Folgendes hinzu: „Ich sollte ihm zwar gut seyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht wie ein Mensch. Ist er denn Einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen,

steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lakai! Alle seine Eingeweide stecken in Livree, wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nachsehen in seiner Instruction, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothschild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kourier. „So! ist ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Das war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: Wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter? — er hätte, statt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Consonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute, schöne Wort: Donnerwetter. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtstich, der ihn außer Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten.“

„In welchen Diensten steht der Herr Legationsrath?“ fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem Letztern gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisiren, und ich antwortete ihm: in ...schen Diensten — ich brachte nämlich nur die adjective Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt hatte. — „In welchen Diensten?“ — In ...schen Diensten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erscheinung eines ungeheuren Rehbratens allgemeines Erstaunen erregte, und am ganzen Tische alle Gespräche in Stocken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich nichts zu hören, nichts zu sprechen und nichts zu essen hatte, fiel mir der fremde Narr von diesem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei und fragte ihn, wo denn der Narr wäre. Da sitzt er ja, antwortete er mir leise. Ich sah umher und gewahrte nur bekannte Gesichter. Aber wo denn? — Ei, neben Ihnen. — Wie! rief ich erstaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich, Herr Waller ist's. — Das ist himmlisch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht stören; ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nachtische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er, durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüsseln, die er unerklärlicher Weise in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddings-Sauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten, und sagte: Freilich, das ist wichtig, das ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann Popow — so heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläser vollschenkend, er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jacob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, soll auch leben! Jetzt noch eine Gesundheit, meine Herren! Der Gerbergesell aus Cassel soll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — sagte der Legationsrath, — sich die Stirne reibend — die Familie sollte mir bekannt seyn. — Bemühen Sie sich nicht — bemerkte Waller — es ist keine Frau von, sondern eine aus Mutzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie. — „Eine Wäscherin zu Mutzig ist in die Brausch gefallen, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergesell aus Hessen-Cassel aus dem Wasser gezogen.“ . . . Und was sagen Sie dazu, daß der Garten-Inspector in . . wo steht es doch? . . . nein, es stand gestern darin. . . Nun gleichviel; ein Garten-Inspector ist Hofrath geworden. Er soll leben, meine Herren! Aber welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in Eurer Postzeitung, wie belehrend ist sie! Ja wohl — sagte der Legationsrath — sie ist mit großer Umsicht geschrieben. — Mit Umsicht und Einsicht, und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht, bemerkte Waller. Gestern stand darin . . . . Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jü-

dischen Gäste waren gespannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir Keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darmstädter Loose stehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Uebereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller setzte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und dulde keinen Widerspruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer, und, nach Umständen, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt schon verachten und meiner besonderen Meinung sind; daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen seine Germania — wie wird sie gepriesen! Nun, was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine G e h e i m r a t h s w a i s e ist, entlockte ihr Thränen. G e h e i m r a t h s w a i s e! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in solche, die es seyn möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe, und wie Viele möchten es seyn! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Räthen ernennen; wenigstens zu Hofräthen. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten Alle

Hofräthe seyn. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der verewigte war Doctor, und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel, seit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust seyn, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses, starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes, nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens." Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern? Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und von der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt seyn, daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung." Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich

in's Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpost-Kofferträgerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein, und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Ober-Zahlmeisterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Ober-Zahlmeister, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Director, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadt-Directorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Assessorin, Herr Stempel-Director, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inspectorin, Herr Salinen-Inspector, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Wittwe, ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in Beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborne Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum giebt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so giebt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titular-Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seyns, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe,

höchste und allerhöchste Personen . . . Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse, und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpost-Amts-Zeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpost-Amts-Zeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine canonische Schrift und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren, in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpost-Amts-Zeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren, lesen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechszig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind, und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prschetakofskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken" den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht auch wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und

das es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden, hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz" bekommen. Die Oberpostamtszeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte, ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberamts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgiebt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königliche Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von" ... jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es giebt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung, bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen liebevollen Vater" — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamts-Zeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe

sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen, das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillon aber immer zurückhält, sieht und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn sie daraus schließen wollten, das Pferd habe mehr Verstand, als sein Reiter, so würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben, als sein Reiter, und ein geschickter, tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Theil davon. Ist es nun auch ganz offenbar, daß unser Gaul in die Zukunft gallopiren, unser Postillon aber sich in die Vergangenheit retiriren möchte, so ist dieses doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, sondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantasiren, und, von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antistimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu keinen Ausschweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpostamts-Zeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht blos für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neu geschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Justizräthen, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kouriere, und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Revüen aller stehenden Heere, Compagnie nach Compagnie vor unsern Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt, und zwar zu besserem Verständniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses Alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½

Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardschen Truppe in Cöln die Desertion überhand nehme, der Tenorist Ulrich, die solideste Stütze der Oper, sich entfernt habe, und selbst die liebliche Mamsell Peche, was fast unglaublich scheine, ihm untreu geworden sey. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzelist, nachdem er fünfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitung mit Thränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit „gewiß eine seltene" zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine solche seltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die sogenannten Original-Artikel und Privat-Correspondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken: so hat die Oberpostamts-Zeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch giebt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt, und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirthet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, und sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich, erstens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die englischen und französischen Posten in Frankfurt ausgeblieben; diese Nachricht theilt die Postzeitung zuerst mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Postzeitung, als die erste Besitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Zensor, denn er braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die vierte Originalität ist die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahrhundert nur einmal begiebt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen alles, und machen alles beweglich; wir standhaften und voll-

wichtigen Deutschen aber, verdichten alles und machen alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutschen aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch baares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel á Dato hundert und fünfzig Jahre sind die besten Effecten von der Welt; unsere Wechsel á Dato drei Monate aber, sind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß seyn. Den Franzosen ist ein Buch fast nur ein Ereigniß, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereigniß ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebue's durch Sand eine deutsche Rezension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpostamts-Zeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie theilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte, sie theilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Aesthetik, Theologie, Philosophie; sie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie theilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die Allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: Augsburg den 12. März 1827; und unter dieser Rubrik berichtete sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und aus Franken: Mamsell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Vespermann sey in München gestorben. Warum schreibt sie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen ist, die in

Thüringen erscheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerrede auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter Aachen; hier unter Berlin 9. November den preußischen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung beseelt, und den sie Allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter Darmstadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Althessen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die sich durch warmes Wasser von der Gicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sey. Hier lesen Sie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wetzlar ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden," und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erschienenen: Geheimniß sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel ein aufwärtsstrebender Leibesschnitt empfohlen." Hier können Sie lesen: Augsburg 16. August. „Ein russischer Kourier, der in Bucharest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sey gefangen" ... „Der Einsiedler giebt es wohl mehr, als man glaubt." Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristischer Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Cölln: Die alten Landesscheidemünzen von Cölln, Trier und Aachen sollen aus dem Cours gesetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn ... Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede„ ... Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise ein schönes Band um Alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie Alles in Einem sieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et paciscüs in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flassan's Geschichte der französischen

Diplomatie umständlich erläutert finden. So meine Herren, ist die Oberpostamtszeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt! Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?" ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die Meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: „O Carl, gieb mir eine Geliebte, gieb mir einen Gott, gieb mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gieb mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!" ... Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere sagte, es ist doch Schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Tische bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der Rechtsbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es sey, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anwesenden, und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen, und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: Soll ich unser theures Vaterland einem Lohndiener anver-

trauen? — Geschähe dieses denn das erste Mal? erwiederte ich: so ließ er sich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finstere Wärter, unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß, und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden beaufsichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, Ihr thut wohl, Euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie, wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tausende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutsche allein ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kastenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die See-

lenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die thierische Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: Ich bin auch ein Hofrath; doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie sind zum rechten Ziele, aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräthe, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. — Daran thun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf, es zu seyn; doch immer erröthe ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten; und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren, und wird jeden streng zurechtweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sey sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sey ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß, und seinen Verstand aufthat, und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Oestreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner seyn? Soll ich nach Frankreich hinüber schauen? Soll ich als braver Darmstädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen?

Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung theilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundes-Herz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns, Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite, ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter, wie eine liebliche Schalmey, die frohen Tage unserer Heimath zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß — die Sprache, sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher und niedriger, doch unter Einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen, und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dollmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe

hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles, übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That: wir erheben das umhüllte Schwert und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unsern Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrießlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und sandig sind? wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe, stille Tage? Wo ist der heimathliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmäler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das Wenige, was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet, nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brod und saures Bier", und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen" steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen

kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrnhuter-stille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserem so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande. . . . Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück. . . . Zank ist der Rauch der Liebe. . . . Ha, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein, meine Freunde, Ihr tretet Euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was Euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das Euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil Euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakesspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen; ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde; der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde. . . . Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühling weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen

hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles, übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That: wir erheben das umhüllte Schwert und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unsern Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrießlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und sandig sind? wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe, stille Tage? Wo ist der heimathliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmäler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das Wenige, was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet, nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brod und saures Bier", und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen" steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen

kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrnhuter-stille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserem so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande. . . . Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück. . . . Zank ist der Rauch der Liebe. . . . Ha, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein, meine Freunde, Ihr tretet Euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was Euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das Euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil Euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakesspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen; ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde; der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde. . . . Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühling weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen

hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles, übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das Starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That: wir erheben das umhüllte Schwert und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unsern Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrießlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und sandig sind? wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe, stille Tage? Wo ist der heimathliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmäler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das Wenige, was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet, nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brod und saures Bier", und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen" steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen

kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrnhuter-stille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserem so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande.... Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück.... Zank ist der Rauch der Liebe.... Ha, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein, meine Freunde, Ihr tretet Euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was Euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das Euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil Euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakesspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen; ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde; der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde.... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühling weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen

sind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmälern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei und fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens — er sieht Euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpft fort und spielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh unsere sichere Vergangenheit für eine unsichere Zukunft geben? Wir sind Kinder, und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswerthes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft, und von dem Andere geträumt, er sey ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will besser sein. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kopf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhause angeschlagen stehen, daß wir um vier Uhr Nachmittag uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hochgefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der, „Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt", wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr,

beschloß sie ihm Alles zu geben, was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier, für die schnöde Lust einer einzigen Nacht, dreißig tausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer seyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich schaudert und mich ekelt! Wer kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller, rief ich, wie bin ich erstaunt, Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch: nur eines müßten sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei seyn. Göthe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch. — Und was ist jene Begeisterung? setzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertags, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr, mäßig aber immer satt. Die Britten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles ersetzt: die Freiheit des Gedankens.... Heinrich lachte.... Ja die Freiheit des Gedankens! Was nutzt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst hoch über französischer stehe, daß Shakesspeare mehr sey als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zensur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen, wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, wagt nicht gerecht zu seyn; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; wir haben es ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und sey dieses alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tu-

gend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh seyn, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ärndten, was ich gesäet. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er Alles spricht, was er weiß, sagt er mehr, als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran, bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger spazieren. — Ja, das wollen wir denken, erwiederte ich, und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich — dann endet sie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue, und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13 morgen besuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hause gekommen, erkundigte sich Waller, wer in Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präsident. So! murmelte er. — Baron! Präsident! Hofrath! Darum also so zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

XXXVI.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sey einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System, kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt, und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie, die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen, wenn sie uns gebackenes Brod vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu spät an den Tisch. Doch das gehört nicht hieher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre, und diese selbst, sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sey für die Regierungen vortheilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nähme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu seyn, weil Alles was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß wenn jener Grundsatz, wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet, angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen was sie wollen, da es keine Lehre giebt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungs-Präsident oder gar Minister; seine Verwaltungsangehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophen-Minister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhülfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen

erinnern, daß er früher Philosoph gewesen — die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht was ihr sprecht; geht Eures Weges, Alles was ist, ist gut . . . Schön Minette, man muß seiner Natur treu bleiben! . . . Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Minister-Philosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begännen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Minister-Philosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, Alles was ist, ist gut; ein Ist, ist wie das andere Ist; ist eine Regierung; so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution, ist die Macht, die ist zu ehren, so ist unsere Macht auch eine die ist — was würde der Philosoph darauf antworten? Der Philosoph, gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die Minderschuldigen einkerkern; und das ist auch das Klügste was er in einem solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Collegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: Alles was ist, ist gut einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

2.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung, die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jetzt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das Beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandtheile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? —

was werden sie darauf erwiedern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Personen zu thun habt, sondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber stehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Athem als den Verstand verlieren.

3.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher Staaatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche“ geworfen. Wenn er nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zu Cloaca maxima gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz, in ewiger seliger Ruhe, und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, suppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die Freigebung Südamerika's berührend: „kaum ist wegen des Reichthums an verborgenen Rücksichten, hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich“—hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe, er kann grob seyn, er fühlt menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faktion, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, giebt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu setzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachtheilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Eman-

zipation für Süd-Amerika selbst geworden sind.“ Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen, keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich Alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und ihre Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen seyn. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit, deren Vertheidiger in offenem Kampfe bekriegen, oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen zu bethören suchen—wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen, den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Räthsel! Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken, und wissen, lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir Andern unsern Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln, und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

4.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München, zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Theile des menschlichen Leibes sey, und schließt dann mit den Worten: Diese Gesetzmäßigkeit in unserm Leibe, ja, in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchem den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust, Dem zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!“ So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des Bayer'schen Königs besungen! Das Bayer'sche Recht, fest wie eine Wirbelsäule!

Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie zensirt, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele! Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

5.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes, aber nicht den Muth des Charakters und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt, wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er beim Eintreten des Cäsars schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte.“ Das ist ganz der stolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

6.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl, als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die

deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdiger Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen: geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September, Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

7.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827.“ Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät— schadet aber nichts. In Deutschland kömmt nichts zu spät: die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber! Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größeren Lohn. Aber etwas Andres schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist, einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter-Destillateur

im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter andern von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen $= A$, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen $= a$; sey ferner der rein persönliche Erwerb des Y,—der kein Grundvermögen besitzet und kein steuerbares Gewerbe treibt,— $= 2a$, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammteinkommens auf die Wohnung verwendet werde; so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnungen als Steuer in Anspruch; so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb Beider, oder $a : 2a$, wie ihre Wohnungssteuern oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse.“ —— Mein lieber Herr, ich glaube Sie wollen uns zum Besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses Alles nicht ebenso deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, giebt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord-Deutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutschland, und Hannover besitzt, ohne Widerspruch, die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann, denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände-Versammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein dop-

deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdiger Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen: geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September, Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

7.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827.“ Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät— schadet aber nichts. In Deutschland kömmt nichts zu spät: die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber! Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größeren Lohn. Aber etwas Andres schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist, einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter-Destillateur

im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter andern von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sey ferner der rein persönliche Erwerb des Y,—der kein Grundvermögen besitzet und kein steuerbares Gewerbe treibt,— = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammteinkommens auf die Wohnung verwendet werde; so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnungen als Steuer in Anspruch; so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb Beider, oder a: 2a, wie ihre Wohnungssteuern oder wie $\frac{A+a}{bc}:\frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." — — Mein lieber Herr, ich glaube Sie wollen uns zum Besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses Alles nicht ebenso deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, giebt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord-Deutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutschland, und Hannover besitzt, ohne Widerspruch, die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann, denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände-Versammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein dop-

peltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck und k. Uebrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Dintenkleckse, der sich im Manuscripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Kopisten gab ich, Einem nach dem Andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genöthigt ihn selbst zu kopiren. Wenn nun sogar vier Hannöverische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris besetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

8.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen seyn, daß die Aristokraten, sowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren schriftstellerischen Mittheilungen, immer nur von **Freiheiten** sprechen, und nie das Wort **Freiheit** gebrauchen. Hier ist mehr, dort weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden, und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es war hier dasselbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, so lange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner

und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrscher macht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscher recht, welches den Gesetzen unterliegt.

9.

Frau von Stael sagt: „Es giebt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geschieht." Das mögen Jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu seyn, und darum ist es besser, sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

10.

Die Schreiber Regenten. — Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht Jeder. Und wie sollte es anders seyn? Schuster, Schneider, Schlosser müssen in Deutschland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren — denkt man — sey eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath,

aber nicht Mundvorrath genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrollirt und kabalirt! Der Director ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem Allen ist euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist Eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das ist Euer Praktikum; und dann laßt Euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

11.

Karamsins Geschichte des Russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßstabe der Besteuerung, nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigen gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich sich ihr selbgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und

Federfaßungen ihren angetretenen Weg fortsetzten? .... Das Alles finden wir in der Russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren, verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im Werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht seyn, man sollte stets, selbst mit Verlust des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die zugleich den Anwohnern des Vesuvs, ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon dies ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtsschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des Russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte —, von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sey. „Der Russischen Geschichte

aber nicht Mundvorrath genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig fortbilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrollirt und kabalirt! Der Director ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem Allen ist euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist Eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das ist Euer Praktikum; und dann laßt Euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

11.

Karamsins Geschichte des Russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßstabe der Besteuerung, nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigen gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich sich ihr selbgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und

Federfassungen ihren angetretenen Weg fortsetzten? . . . . Das Alles finden wir in der Russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren, verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im Werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht seyn, man sollte stets, selbst mit Verlust des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die zugleich den Anwohnern des Vesuvs, ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon dies ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtsschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des Russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte —, von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sey. „Der Russischen Geschichte

Beginn stellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht beispielloses Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung, und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit des Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zusammenstimmung der Bürger gegründet...."

12.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige, unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu seyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies, unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: Der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu speisen; beim Himmel, alle deutsche Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben! Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation", weil sie 1806, am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt auf's Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter", als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, sie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an der Newa, zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht, als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes

liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es giebt deutsche Blätter, die nie von dem Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es giebt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt, und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es giebt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europens. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

13.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches, besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dollmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo

auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Strafe, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorene jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichten? Die himmlische kann es nicht seyn, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender als die schnödeste Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwicklung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, sobald ihn dürstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, sind ihm nicht beigetreten.

14.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnden sie nichts. Stein in seiner

sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10,000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nöthigte sie, ins Feld zu gehen, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes, unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen, und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neue Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hinein gesetzt, wenn sie wirklich geboren werden, oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht, denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der Israelitischen Gemeinde sey in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich Jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach

Deutschland verbreitet hatte, benutzt, und sich unter der Großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

15.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Kristallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren That, werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung" herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe an der russischen Gränze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnöthige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sey, und giebt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt, (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen), auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen; (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns

nicht zu?) der in einen Mysticismus verfällt, dagegen unsere Aeltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte, (d. h. schlief) ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben eiferte, wohl gar noch das Verdienst, (wohl gar noch!) eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schluße: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläßigen sie die reinwissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen: wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will." Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das b ü r g e r l i c h e L i c h t d e n w i s s e n s c h a f t l i c h e n G e i s t g a n z a u s b r e n n t, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein P r o f i t c h e n stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten, ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlung durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung seyn, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (das sind ächte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister w ä h l i g macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden." Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben, und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sey. M ü r b e — ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe g e s c h l a g e n, sie hat sie so g e f u n d e n; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können. . . . Um dem herrschenden Mystizismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden, und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Kompendium lesen.

16.

B i o g r a p h i e. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen, und jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einige Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber

die Begebenheiten unserer Zeit, mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen, oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und schon darum allein könnten Samuel Baurs (Pfarrers im Würtembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde" nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchgelesen; doch so oft das Urtheil streng werden wollte, muß es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke mit Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholz eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinete, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgeselle, ruhig und zufrieden seinen Weg unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre

Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivität, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sey unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindsamkeit geschworen hat." — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit, die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt der denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammen gerechnet, und dabei sanft und fromm war.

17.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der

Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen, und ihn für die übrigen fünf Buchstaben, drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt; aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder, wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen, sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften, bald die Verfasser, bald die Redactoren, bald die Censoren abbrevirt haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender, als das. Wir Deutschen sind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte wir wären doch alt genug.

18.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein fauler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht fauler, sondern f.... — Nun komme noch Einer, und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich thun, daß sie die Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, ihr Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke was ihm gebührt.

19.

Ihr möget immerhin in Hübner's synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sey als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keins finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohl-

leder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satze zu Satze und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurückgeblättert, und das alte Lied wiederum abgeklärrt. Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mühen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind, statt zu beweinen; man möchte seyn wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt, und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „im Anfange schuf Gott Himmel und Erde." Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen in's Wort; immer von neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft Alles erschrocken auf das Feld hinaus, denn sie meinen die Erde bebte; da doch nichts gebebt, als ihr schwaches schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

20.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich seyn in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann, nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht bloß den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn fest gehalten — das war Pflicht. Sie werden

ihn strenger bewachen—man thut Recht daran. Aber sie f ü r c h t e n seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit übers Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welcher das gnädige belohnende Lächeln eines Bathurst, und die Ehre eines Hosenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — a u ß e r F r a n k r e i c h a l l e i n — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiter gewonnen, als daß die Zentnerlast der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blut-Igel dieses fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er sich an-

gesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation, und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Zeremonienmeister leben: so — laßt Bonoparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer, und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Welttheil mit der ungeheuern Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstenthümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und so Euer Retter werde.

21.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimath, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft,

den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

22.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in Llorente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, drei hundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es giebt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen, (und es wird gelingen,) die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien, wie Frankreich, dreißig Jahre mit äussern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Auto-da-fe's, was Füsilladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Offizium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie frei gesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

23.

Ein mißverstandenes Christenthum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die

Menschheit sey blos eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vortheil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir machten uns und andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungs-Verfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß alles durch Einzelne geschieht, glaubten wir auch, alles geschähe für Einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmüthig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europa's zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie, bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein Paar Handschuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtsschreiber; dann hätte er auch mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Kabinete weniger verschlossen, als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr, als jemals. Man durchwandle die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Korrespondenzen,

welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient, davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren... Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons." Kann man so etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeister-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Partei-Männer mögen immer für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus der Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europa's überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christenthum im Gegensatz zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik ...." Unser staatsweise Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie

jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders seyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen des Mittelalters und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sey. Dieses ist wahr, so lange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nützt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

24.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten, und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnöthig gewesen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzleistyle abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruhet, seufzend wieder umkehren. — Ein lustiges Beispiel, das hieher gehört: Ein gewisser Beamter eines gewissen Staats, in einem gewissen Lande, das in einem gewissen Welttheile liegt (so lernt man endlich Bescheiden-

heit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnakischen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das sechszigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat.) Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im Stillen nach einem solchen Muster zu bilden suchen würde, und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: Die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizei-Arrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterstatter: es sey eben so ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären, er habe gar nicht die Absicht gehabt, ironisch zu seyn, sondern es sey ihm mit dem die des dem völliger Ernst gewesen.

25.

Die Deutschen sind so angeborener knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all' ihr Thun und Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht blos Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus allen Parteien, haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Rezensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug." Dieses heißt nun freilich etwas zu bausbäckig gesprochen: die Ehre unseres Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Rezensiren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth besitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Rezensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edle Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits und Rechtswegen," das

anonyme Rezensiren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Rezension einen literarischen Meuchelmord (das ist doch gar zu schauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Gesellschaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer solchen Zeitung, Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literarische Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen ... die anonymen Rezensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisiren, daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

26.

Auf der ganzen Erde giebt es keine glücklichern Geschöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde“ wird im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt“ zeichnet sich merklich von seines Gleichen „in der neuern Welt aus“. „Er ist im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht, wie ein Kelch, in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unsrigen, ist etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas schwach.“ Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammen gelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde, oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? Die sogenannte Sündfluth kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zufolge der Nachrichten darüber nur 124 Tage, konnte aber keine beträchtliche neue Oberfläche der Erde verschaffen ... Vermuthlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf bloß Mittel-

asien. Eher könnte man auf die große cimbrische Fluth, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur vorübergehend, und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jetzt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibsel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat," daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Ueberreste einer frühern Welt als die unsere ist ... Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutschland, auch keine Zeitgenossen des Mamuths, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch schon Menschen zu Bewohnern hatte ... Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen, und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen seyn. Aber wird es uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" —— Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Ur-Welt, der bei Sitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde, gefunden worden ist!

27.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „... Der Uebergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist ... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativ-Verfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich nichts, als die zärtliche Besorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Frei-

heit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Despotie hatte gedrückt, die usurpirte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch Alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke, und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Despoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sey sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbstständigkeit, wenn er, sein Erbtheil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden, und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativ-Verfassung sey unhaltbar, so lange sie nicht freie Munizipal-Verfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa“ zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet seyn, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

28.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für Euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aerndte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschaar der

Wahrheit, die nicht verwittert und altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maßstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sey gottlos gewesen, weil sie selbst, nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sey nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sey herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

29.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

> Du mußt herrschen oder dienen,
> Amboß oder Hammer seyn.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verläumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave seyn auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel, als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um athembar zu seyn, so viel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten was nicht verboten werden sollte, oder erlauben was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das

eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

30.

Der Redestrom eines Landgeistlichen, im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, bildet einen merkwürdigen logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube immer schwächer, daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten" die Menschheit „merklich" rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen." Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich um klug zu seyn, er kennt seine Pflicht besser als seine Zeit. Alle Menschen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittags erhöht wird, werden bis Abends sämmtliche Christen den Götzen Apis anbeten." Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „wenn nicht der gränzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen." So wirkt man in unsern Tagen.

31.

„Les corps (constitués) n'ont point d'ame" — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegen ging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer prieß am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate,

die Landesstellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die, im Glücke sich die Freunde der Fürsten, und, bei trockenem Wetter, sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchem verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört: wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten, alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten Alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder Alles gewinne.

32.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit, finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust, müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich seyn, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eignen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, ge-

raden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam, und die schönsten und nothwendigsten Gedanken um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immer fort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich, dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben so angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder, unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen Du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er Dir nicht Tausend Räthsel gelöst, die Dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben, die Dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes Dich erholen wolltest, lasest Du die Bücher Jean

Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des Alles ausgleichenden mit dem Verwandschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlst Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit die uns alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest Du dich, Dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst Du, daß ihn eine Reise in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hattest Du wenigstens den Muth. Nun setze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insbesondere hochzuverehrender Herr Legationsrath!—Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen, ..." Jetzt vergieße Dich wenn Du kannst; oder fahre aus der Haut wie ich.

33.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als Solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe." Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu seyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man

raden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam, und die schönsten und nothwendigsten Gedanken um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immer fort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich, dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben so angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder, unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen Du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er Dir nicht Tausend Räthsel gelöst, die Dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben, die Dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes Dich erholen wolltest, lasest Du die Bücher Jean

Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des Alles ausgleichenden mit dem Verwandschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlst Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit die uns alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest Du dich, Dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst Du, daß ihn eine Reise in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hattest Du wenigstens den Muth. Nun setze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insbesondere hochzuverehrender Herr Legationsrath!—Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen, ..." Jetzt vergieße Dich wenn Du kannst, oder fahre aus der Haut wie ich.

33.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als Solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe." Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu seyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man

seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren, macht weiser, als eine Wahrheit finden.

34.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst Du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften, die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sey nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Pallaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft.“

35.

Herr von Hornthal hat in der Bayerischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte denn Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokus Pokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug seyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt, und

die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zweien Dingen Eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man allzugut weiß, daß diese finstern Geister so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

36.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen; erstens französisch sprechen, zweitens Nichts sprechen, und drittens die Unwahrheit sprechen. Diesen Künsten verdanken Monarchen ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämmtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen.“ Quelle horreur!

37.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidenthums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christenthums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebähren des menschlichen Daseyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, denn sie bildet nicht, sie zersetzt. So wenig Calderon's Poesie wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Moral wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort Umrisse und Anschauung, hier Perspektive und

Berechnung. Nicht in dem was *ist*, in dem was *dahinter* ist, spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrschende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker im Staate und Einzelleben an. Ich erfahre: Danneker arbeite jetzt an einem *Christus*, und nach Versicherung der Kunstkenner sey dies Gebild das Höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gott-Mensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

38.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sey; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegen stürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.



Inhalts-Verzeichniß.


in der
des Atlas,
Milwaukee, Wis.






Gedruckt
in der
des Atlas,
Milwaukee, Wis.

